

Kindernovelle

Klaus
am

Kindernovelle
von Klaus Mann



K L A U S M A N N

K i n d e r n o v e l l e

Gebrüder Enoch Verlag, Hamburg

KLAUS MANN

Kindernovelle

[1926]

Gebrüder Enoch Verlag, Hamburg

Quelle: Scan der Deutschen Nationalbibliothek
<http://d-nb.info/1197845887>

V1, März 2020
doubleshuffle
mobileread.com

Umschlag
Originaleinband
Originaltitelblatt
Titelblatt
Impressum
Widmung
Motto

- 1.
- 2.
- 3.
- 4.
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
- 9.
- 10.

Dem jungen französischen Dichter
René Crevel
gewidmet

Die Sonn beweget all's, macht alle Sterne tanzen,
Wirst du nicht auch bewegt, so g'hörst du nicht
zum Ganzen

Angelus Silesius

1.

Seit dem Tode ihres Gemahls lebte Frau Christiane mit den vier Kindern das ganze Jahr auf dem Lande, in der Nähe eines kleinen bayrischen Marktfleckens, nicht weit vom Gebirge. Man war gut aufgehoben in einer wohnlichen Villa, auf deren roten Dach ein Gockelhahn sich nach dem Winde drehte. Der Garten um die Villa war groß, vor dem Haus war er wohlgepflegt mit Wegen und rundlichen Beeten, aber nach hinten verwilderte er mehr und mehr, bis er dann an den großen Wald stieß, von dem nur ein löchriger Drahtzaun ihn trennte.

Mitten im Walde hatte man ein Asyl für blinde Kinder eingerichtet, so daß man beinahe den ganzen Tag Knaben und Mädchen mit weißen, blicklosen Augen zwischen dem Schatten der Bäume spielen oder promenieren sehen konnte, unter der Aufsicht einiger Wärterinnen, aber auch manchmal allein, gewandt tappend, von Hunden begleitet.

Verließ man den Garten nach vorne, kam man auf die graue Landstraße hinaus, die, in Windungen sanft

absteigend, hinunter führte zur Ortschaft. – Um in den Ort zu gelangen, ist es aber auch möglich, gleich über die Wiesen zu gehen, zwischen deren Hügeln sich der Wiesenweg schlängelt.

Die vier Kinder heißen Renate, Heiner, Fridolin und Lieschen. Renate ist neun, Heiner acht, Fridolin sieben und Lieschen fünf Jahre alt. Mama ist einunddreißig, zu ihrem Geburtstag hatte man mit Mühe einunddreißig weiße Kerzen aufgetrieben. –

Wenn Mama abends ans Bett gute Nacht sagen kam, war sie zuweilen so wunderbar, daß man sie mit einem Übermaß lieben mußte, dessen man sich am hellen Tage sicher geschämt hätte. Wenn sie im Schlafzimmer der Mädchen saß, rief Heiner gleich so exaltiert nach ihr, daß sie sich von Renate und Lieschen sanft losmachen mußte. Heiner küßte dann ihre Hände und wußte sich vor Zärtlichkeit nicht zu lassen. Wie ein werbender Kavalier übergieß er sie ganz mit Kosenamen. „Du bist so schön,“ sagte er immer wieder, „du bist einfach tausendschön –.“ Die Sprache reichte nicht aus, er streichelte sie mit neuen Worten der Zärtlichkeit, die übergroße Verehrung ihm eingab: „Du bist so pussig, so pullig –“, bis Mama sich lachend befreite.

Tagsüber war es mit Mama oft gar nicht so angenehm. Wenn sie müde war, bekam sie trübere

Augen, und oft lag sie sogar mit Kopfschmerzen auf der Veranda. Sie schickte die Kinder müdstimmig fort, wenn diese sie mit wirren Anliegen zu bestürmen kamen. „Geht nur in den Garten,“ sagte sie leer, „da ist so recht euer Reich, da tobt euch nur aus –.“

Dem Austoben allerdings standen zwei häßliche Hindernisse ein wenig im Wege. Erstens ist Lehrer Burkhardt da, ein gewandter junger Brünetter, der täglich, gutgelaunt und unterm Arm sein ledernes Mäppchen, für zwei Stunden sich einfindet, um Heiner und Renate Unterricht zu erteilen. Lehrer Burkhardt selbst ist nicht eigentlich hassenswert, aber gar zu langweilig ist, was er mit ihnen zu treiben hat. Gleich widerlich sind Rechenheft und Religionsbüchlein – und Lehrer Burkhardt hat die Gewohnheit, mit dem Schlimmsten zu drohen, hat man das Aufgegebene ungenau präpariert. „Ich zitiere dich in die Volksschule,“ verheißt er finster, „morgen um acht sitzt du in meiner Klasse, es ist vorbei mit unserem Privatunterricht, alle lachen dich aus, wenn du bis morgen deine Sach’ nicht gelernt hast.“ – Die Augen von Renate und Heiner begegnen sich scheu, und sie haben sich angstvoll verdunkelt. Daß alle lachen würden: davon sind sie fest überzeugt. Die Gassenjungen lachen ja auch immer so sehr, wenn die vier Kinder aus der Villa spazieren gehen, mit finsternen

Gesichtern vor Abwehr, in bunten Kitteln und mit dem strickenden Kinderfräulein zum Schutz.

Für die Zeit, da Lehrer Burkhardt bei den Großen weilt, sind auch die Lebensgeister der Kleinen reduziert und beinah ausgelöscht. Allein zu phantasielos, um die großen und gewagten Spiele von vorher fortzusetzen, sitzen sie, klein und verlassen, über dummen Würfelspielen beieinander oder gesellen sich lustlos zu Afra, der herzlichen Köchin, die resolut im Kuchenteige wühlt.

Das Kinderfräulein Konstantine Bachmann ist natürlich ein Feind – weit gefährlicher und ärger als der Lehrer Burkhardt. Denn während die Macht des Pädagogen sich doch auf zwei Stunden am Tage immerhin nur erstreckt, ist Fräulein Konstantinens störendes Hinzutreten jederzeit zu gewärtigen. Den Strickstrumpf zwischen den Fingern, tiefe Gleichgültigkeit im weißen, etwas aufgeschwemmten Gesicht, zeigt sie sich mit einemmal zwischen den Büschen, den Blick gelangweilt und leicht pikiert auf die Arbeit gesenkt, die ihr so ärgerlich flink von der Hand geht. Ist sie nicht der böse Feind in der Tat, der Widersacher, das schlimme Prinzip – wie sie da steht in verwaschener, farbloser Strickjacke, mit blauem Rock und mattblonder, ondulierter Frisur? „Was macht ihr denn da wieder für Unfug?“ fragt sie kühl und

verächtlich. Seht, nun hebt sie flüchtig den Fuß – seht, schon stößt sie leichthin gegen etwas, was von höchster Wichtigkeit war, als wolle sie verdrossen seine Haltbarkeit prüfen. Es war ein Gebäude im Sand – eine ganze Stadt – ein Kalifenpalast. –

Wenn Fräulein Konstantine guter Laune war, konnte sie auch aufgeräumt und unterhaltend sein, dankbar belachten die Kinder dann jeden einzelnen Scherz. In solchen auserlesenen Stunden pflegte sie vor allem von Düsseldorf, ihrer Heimatstadt, zu erzählen; sie sprach den Namen beinah wollüstig aus, ausführlich, als sei er das feinste Wort unserer Sprache, mit einem überweichen, schwelgerischen D im Anlaut. Sogar kleine Familienaneddoten gab sie überströmend zum besten, drollige Geschichten von ihrer Frau Mutter und ihrer verheirateten Schwester.

„Denkt euch nur,“ plauderte sie dann ganz lustig, „ich komme spät abends nach Hause, hatte wohl ein bißchen über den Durst getrunken, und da hatte sich meine Schwester Liesbeth, der Schlingel, doch als Überraschung in meinem Bette versteckt. Aber eine von ihren Händen lag auf meinem Nachttischchen, da war sie im Schlaf wohl so hingeraten. Und ich im Dunklen, taste nach meinem Nachttischlämpchen und spüre die Finger von meiner Schwester. Und wißt ihr, was ich gedacht habe? – Ich habe gedacht, man hat mir

Bratwürstchen zurechtgelegt, damit ich sie schnabuliere, wenn ich abends müde nach Hause komme. Ich wollte schon ein Messerchen holen und sie mir schneiden. Ha, ha – da hätte aber die Liesbeth tüchtig geschrien. Ja, ja,“ lachte sie leutselig und vergnügt, „so war es, in meinem Düsseldorf – –“

Wehe aber den Kindern, wenn sie sie später einmal, zu schlecht gewählter Stunde, mit den Bratwursthänden ihrer Schwester neckten. Das war so kränkend, daß sie einen halben Tag nicht mehr sprach. „Es ist eine Beleidigung für meine ganze Familie“, sagte sie nur noch.

Am schlimmsten war es, wenn sie vom Bräutigam einen häßlichen Brief bekommen hatte. Dann war überhaupt nicht mehr mit ihr auszukommen. Aus geringfügigem Anlaß schalt sie klein Lieschen, bis diese bitterlich weinte, und hatte sie es so weit gebracht, klappte sie sie noch erregt und zischte wütend: „Damit du weißt, warum du heulst.“

Es war nicht gut von Mama, in solchen Fällen Fräulein Konstantine recht zu geben. Wenn die Kinder sich zu beklagen kamen, lächelte sie nur und sagte: Fräulein Konstantine werde schon wissen, warum sie das tat. Aber sie tröstete Lieschen trotzdem.

In solchen Augenblicken konnte man Mama beinah hassen, wenngleich man es sich um nichts in der Welt

hätte eingestehen wollen. „Sie ist ungerecht!“ zischelten die Kinder empört. – Aber die schöne Mama saß mit leeren Augen, die Hände im Schoß und war betrübt, weil sie spürte, daß ihr die aufsässigen Kinder für diese Minuten völlig entfremdet seien.

Am liebenswertesten war Mama im Sommer. Sie ging mit den Kindern zum Baden; vom Wiesenweg bog man nach links ab, wenn man ein Stück die Richtung zum Ort gegangen war, man erreichte den Klammer-Weiher, der schwarz und moorig zwischen ernstesten Tannen lag. So dunkel und ehrfurchtgebietend waren selbst die Tannen im Walde nicht als diese, die hier gravitatisch das Wasser beschatteten. – Aber der Weiher wurde lieblicher dadurch, daß auf seiner verfinsterten Fläche tellerrunde Seerosen schwammen.

Über alles liebten die Kinder den Geruch in den hölzernen Ankleidehäuschen, er war sonderbar altgewohnt und morastig, mit den Ausdünstungen trocknender Bademäntel und Trikots angenehm untermischt. Die Kinder atmeten ihn schnuppernd ein, obwohl er ihnen ziemlich unappetitlich, ja unanständig und verworfen schien.

Im schwarzen Trikot saß Mama auf dem Sprungbrett, alle Herren sahen neugierig aus dem Herrenbassin herüber, aber sie hielt die Augen gesenkt. Ihre herrlichen Beine schimmerten weiß in der Sonne;

es war berauschend zu sehen, wie sie die Arme hob, wie sie, ein benommenes, abwartendes, sonderbar totes und neugieriges Lächeln um den halbgeöffneten Mund, mit erhobenen Armen langsam von der Kabine aus die glitschigen Holzstufen hinunterstieg, Stufe für Stufe, bis das Wasser, schwarz und eiskalt, ihre Füße umschmeichelte, und sie sich, beglückt und fröstelnd, neigte, um ihren ganzen Leib diesen Liebkosungen hinzugeben.

Die vier Kinder saßen in Reih' und Glied auf dem Balken, der das Nicht-Schwimmer-Bassin vom ganz gefährlich tiefen Wasser trennte. Sie ließen alle vier die mageren Beine baumeln, sie bespritzten sich und sie schrien, daß es über den Weiher gellte.

Renate war die einzige von ihnen, die sich richtig zu schwimmen traute. Mit ernsten Augen legte sie sich sorgsam ins Wasser, und es war ihr sicherer Glaube, daß sie untergehen müsse, vergäße sie nur eine der eingelernten Bewegungen. Unerbittlich zählte sie mit bläulichen Lippen – eins, zwei – eins, zwei – und rührte sich tapfer. – Aber Heiner wehrte sich ängstlich, wenn man ihm dergleichen zumuten wollte, er zierte sich abwehrend und war um sein Leben besorgt.

Die Badefrau stand häßlich am Ufer und scherzte mit ihnen. Rote Badehosen trockneten an der Leine, vom Winde komisch gebläht. In der Herrenabteilung

standen Männer vor ihren Kabinen, in bunte Bademäntel gehüllt, und rauchten plaudernd Zigarren. Manche prusteten auch im Wasser, lauter, als nötig gewesen wäre, auf ihrer Brust wucherte schwarzes Haar.

Aber Mama schwamm weit draußen, schon zwischen Seerosen und Schilf. Sie nickte und lachte, eine Hand aus dem Wasser gehoben, weiterrudernd mit der andern, blinzeln gegen die Sonne.

* *
 *

Im Sommer ging man mit Mama Beeren suchen. Mitten in der Waldlichtung saß Mama zwischen vielen Dornen auf einem Baumstumpf, stumpf, benommen vor Hitze. Die vier Kinder eilten gebückt umher, aufgereggt pflückend und suchend, denn es war Ehrensache, als erster seinen Becher gefüllt zu Mama zu bringen. Mama goß seinen Inhalt in das Körbchen, das neben ihr stand, aber das Körbchen war groß, und es waren viele Becher voll Beeren nötig, bis es sich halbwegs füllte.

Auch hier war Renate vor allen anderen tüchtig und brauchbar. Mit ganz zerkratzten Beinen stieg sie rüstig umher und ließ sich kein Bücken gereuen. Um ihr

finsteres Knabengesicht hing verwildert das dunkle Haar, sie sah wie ein entschlossener, strenger Betteljunge aus, wie sie so schmal und wortkarg ihre Arbeit tat.

Heiner hingegen spielte lieber mit Grashalmen, oft saß er summend und murmelnd irgendwo in der Sonne, versonnen und froh. Mahnte man ihn und schalt ihn wegen der Faulheit, war er sogleich zu lebenswürdiger Reue bereit.

Fridolin war von den Kindern der einzige, der nicht eigentlich schön war. Sein Gesicht war gnomenhaft, von seidig glattem Haar eine kleine und verzerrte Miene witzig umrahmt, mit hohem Brustkorb und zu breitem Mund – aber vielleicht war gerade er die treibende Kraft für alles, was unternommen ward, als Persönlichkeit Heiner gewiß ebenbürtig, wenngleich ihm dienend ergeben. – Beim Beerensuchen war er gleichfalls sehr fleißig, ja, von einer beunruhigenden und gräßlichen Intensität des Eifers, im Gegensatz zu Renates sachlich-melancholischer Tüchtigkeit.

Lieschen hielt sich meist großäugig in Mamas Nähe, sie fand sich selbst noch zu niedlich und zart, um sich an den Pflichten und Beschäftigungen der Großen im Ernst zu beteiligen.

Beim Nachhauseweg mußte man acht darauf haben, daß man nicht den Teil des Waldes berührte, wo das

Blindenasyll untergebracht war. Mama erschrak, daß sie zitterte, wenn sie plötzlich eines von den weißäugigen Kindern, stumpf und blicklos, aber vergnügt, mit seiner frommen Wärterin lustwandeln sah.

An solchen Sommerabenden schien den Kindern Mama schöner als alle Feen und Kaiserinnen. Nach dem Abendessen spazierte sie müde im Garten, der sich im Sonnenuntergang grün-golden verklärte. Sie sah nach den Bergen hinüber, ob sie nah oder weit waren, und sprach davon, was morgen für Wetter käme. In dem Oval ihres Gesichtes schimmerten die perlmutterfarbenen Augen, deren Blick zärtlich und leer über die Dinge glitt. Auch bei den Kindern blieben ihre Augen nicht lang, sie streichelten sie liebevoll, aber fremd, fast erschrocken.

Wenn die Föhnstürme kamen, die die Kinder bis zur Leidenschaft liebten, war Mama meistens krank. Sie lag mit Kopfschmerzen und kühlen Kompressen, ihr schien es, als wollten die Berge jetzt, sie zu erdrücken, kommen, da sie doch mit einemmal so nah und grün vor ihrem Fenster lagen.

Die Kinder rannten inzwischen jauchzend im Garten, warfen sich gegen den warmen Orkan, jubelnd und mit hochgereckten Armen. Mit flatternden Haaren liefen sie, eine Kette von Trunkenen, die Wiesen hinunter, beraushtes Leuchten im Blick.

Mama aber, auf der Veranda, fürchtete sich fast vor ihren fremden Kindern.

* *
*

Am sonderbarsten aber war die Familie im Winter, wenn vor weißen Wiesen die Tannen schwarz und eiskalt standen und der Klammer-Weiher zugefroren war. Dann mußte man beinah den ganzen Tag zu Hause bleiben und abends saß man mit Büchern um den Kamin. Mama hatte einen samteneu Schlafrock an und fröstelte viel. Fräulein Konstantine benötigte wollene Schals zur Erhaltung ihrer feinen Gesundheit. Luxi, der Hund, war uralt und klapprig, ein eisgrauer Invalide und schon Papas Liebling gewesen. Die kalte Jahreszeit deprimierte ihn sehr, er kauerte brummig in seiner Ecke. – Die dicke Köchin Afra allein blieb munter und stark, mit ihr zusammen gingen die Kinder auch rodeln. Sie nahmen einen plumpen Riesenschlitten mit, auf dem Platz gewesen wäre für acht, und hinter dem „Zwickerbauern“ war ihre Rodelbahn. Die Rodelbahn war zu steil, durch Maulwurfshaufen gefährlich gemacht, und selten kam man unten an, ohne sich einigemal überschlagen zu haben. Afra jubelte vor Angst mit einer

Männerstimme, alles wälzte sich durcheinander im Schnee, oben erschien Mama, die ihnen unruhig nachgekommen war, und jammerte, als sei nun alles zu Ende. Vor ihrer Besetzung stand des Zwickerbauern Familie vollzählig und spottete derb. –

Im Winter lasen die Kinder eifrig Seemannsromane oder das Nibelungenlied, für die Jugend gekürzt. Bei Tische wußten sie sich dann mit schönen Zitaten aus ihrer Lektüre angenehm zu zerstreuen, die den Erwachsenen wirr und erstaunlich schienen. „Ich weiß,“ sagte Heiner bedenklich zu seiner älteren Schwester, „Ihnen fehlt die Butter aufs Brot, Mutter Backrogge, aber mir auch, lieber Gott, mir auch.“ – Das kam in „Kapitän Spieker und sein Schiffsjunge“ vor. – Aber Fridolin deklamierte emphatisch: „Da weinte Hagen von Tronje die erste Träne seines Lebens. Um Volker von Alcey weinte er, der des Lachens Meister war.“

Dann verfielen sie wohl auch selbst darauf, zu dichten. Heiner vor allem saß viele Stunden vor seinen Schreibheften und wurde ärgerlich, wenn man ihn störte. Nachher verlas er grausige und arge Balladen, etwa von folgender Art:

„Der stolze Jüngling Sündebab
Verlor am Montag seine Hab’:
Drob schrie und jammerte er sehr,
Das war war ja fürchterlich und mehr.

Drauf legt er sich ganz müd' und matt
Auf's Sofa, und ein Eichenblatt
Beschattet ihn,

Das er gepflanzt hat dort mit Müh'n,
Doch plötzlich macht es Bumm und Krach!
Zusammenstürzt das ganze Dach.
Der schöne Jüngling war verloren.
Er schrie: Wozu bin ich geboren,
Wenn ich doch hier sterben muß,
Wie zertreten von Gottes Fuß?! –
Und so verschied er voller Jammer,
Zerdrückt in seiner engen Kammer.“

Fridolin bewunderte diese Dichtungen sehr, und auch Renate hatte nichts dagegen einzuwenden. – Aber der Mutter kam dies alles fremd und sonderbar vor, sie verstand es beinahe so wenig, wie sie ihren toten Gemahl verstanden hatte. Mit ihm hatten ja die Kinder Ähnlichkeit in so vielem, jedes von ihnen hatte gleichsam einen anderen Teil von ihm mitbekommen. Aber allen gemeinsam war eine unerschöpfliche, grenzenlos schweifende Phantasie und eine gewisse Strenge und Gravität – das hatten sie beides von ihm. Dazwischen zeigten sich, überraschend genug, Elemente aus dem weicheren Wesen der Mutter. – Es war eine wunderliche Sache um die Mischung des Blutes.

Der Vater selbst war noch vor Lieschens Geburt gestorben, in Christianens Zimmer hing seine Totenmaske, vor einem schwarzen Samttuch über ihrem Bett. Mit großer Nase, unerbittlich verkniffenem Mund und einem strengen, träumenden Blick beherrschte die Maske das Zimmer der Witwe. – Der Gemahl war ein berühmter Philosoph gewesen, aber sie kannte nicht eines von seinen Büchern, er hatte ihr stets aufs unbedingteste untersagt, in ihnen zu lesen, auch waren sie ihrem Verstande zu schwierig. In seinem schwarzen Arbeitszimmer, dessen Einrichtungsgegenstände ihre Ehrfurcht in allen Einzelheiten unverändert ließ seit seinem Tod, standen seine Werke in dunklen Reihen. Von seinen beunruhigenden und radikalen Schriften sprach das ganze Europa.

Ihr Gemahl war, als sie ihn kennenlernte, katholischer Priester gewesen. Der Skandal war grauenerregend, mit dem er aus dem Verband der Kirche schied. Seine fürchterliche und verfluchte Aufsässigkeit verängstigte selbst den Papst, den er in einem monströsen Pamphlet bedrohte. – Trotzdem ging er, unergründlicher Weise, bis zu seinem Tod im hochgeschlossenen, schwarzen Anzug, und der weiße Rosenkranz kam nicht von seinem Schreibtisch. In seinem Testament fand man die strenge Weisung, ihm

den Rosenkranz mit in den Sarg zu geben. – Seit seiner katastrophalen Kirchenfeindschaft diente der Philosoph nur noch Christiane, von deren Herkunft niemand das mindeste wußte.

Wer war Mama? – Die Kinder machten sich darüber keine Gedanken. Ob es Großvater und Großmutter gab, wußten sie nicht. Nur ein Onkel war da, einmal war er plötzlich zu Besuch gekommen, Mamas jüngerer Bruder und Schauspieler in den großen Städten. Mama selber: wer hätte es wagen können, ihr etwas Übles nachzureden? Eine wunderschöne und geheimnisvolle Bürgersdame, wohnte sie in tiefster Einsamkeit auf dem Lande, nur mit der Erziehung ihrer vier Kinder und dem verehrungsvollen Andenken ihres Gemahls beschäftigt. Seltene Besuche, die sich meldeten, wurden schon von Fräulein Konstantine abgewiesen, mochten sie von noch so weit hergekommen sein, und sie bekamen Mama nicht zu Gesicht.

Im Winter war Mama untätiger noch als sonst. Sie ging viel im Hause umher, summend und lächelnd, sie saß stundenlang in ihrem Zimmer und las in der Heiligen Schrift, manchmal machte sie sich auch mit großen Häkelarbeiten zu tun, über dunkle, zwecklose Decken gebückt saß sie am Fenster, und ihre Hände regten sich stumm.

Sie stand auf und ging in das Kinderzimmer hinüber. Da kauerten die vier im Halbdunkel beieinander, und Fridolin erzählte gedämpft von der Gespensterfürstin Mee-Mee, die man nachts konnte surren und kichern hören. – Aber plötzlich sprachen sie alle davon, wie hoch man eigentlich zählen könnte, weiter wie bis zu einer Trillion ging es doch nicht. Sie redeten aufgeregt durcheinander. „Es muß doch weiter gehen!“ rief Renate empört. „Wo sollte es denn zu Ende sein?! Ich bitte euch: wo sollte es denn zu Ende sein?“ – Und Heiner erfand eine neue Zahl, die höchste von allen, die unbegreiflich hohe. „Unendlich-Pox,“ sagte er andächtig, „das kommt nach der Trillion – und das gibt es dann immer. Unendlich-Pox: das gibt es dann immer – –“

Mama stand im Türrahmen mit erschrockenen Augen. In welchen Hexensabbat war sie geraten? Gewiß war von ähnlichen Dingen die Rede in des Gemahls geheimnisvoll-verbotenen Büchern.

Mit solchen Spekulationen vertrieben sich die Kinder im Winter die Zeit. Aber zu ihren eigentlichen, großen, wundervollen Spielen kamen sie doch erst, wenn es wieder Frühling war.

2.

Was konnte komplizierter sein, was vielverzweigter, reizender und verwirrter als die Spiele, die sie sich ersannen, und in denen sie tagsüber lebten, toternst und dieser, ihrer Wirklichkeit näher vertraut und besser befreundet als der anderen, oft lästigen mit Mademoiselle und Lehrer Burkhardt. Es war ja ein neuer Kosmos, der um sie entstand, wenn sie mit ernstesten Augen beieinander saßen, im Sandhaufen, oder weiter hinten, am Wasserbassin, oder ganz am Ende des Gartens, wo er schon anfang, ihnen fremd zu werden, und wo die Nähe der weißäugigen Kinder ihn beinahe unheimlich machte.

Heiner war der von ihnen, der am meisten erfand. – Im feuerroten, buntbestickten Kittel kauerte er gestikulierend im Gras, in der Hand immer zwei Stückchen, deren Rinde er abschälte, und die genau die gleiche Länge haben sollten, goldenes Haar um das schöne Gesicht. Nun gilt es Katastrophen zu verhüten, ein Reich ist zu beschützen, grausige Einfälle drohen. Fridolin bewährt sich als Adjutant. Seine Devotion

ähnelt der Tücke, und man ahnt dämonische Beweggründe für seine sklavische Hilfsbereitschaft. Seine Phantasie ist skurril, er verfällt auf Entlegenes und Krasses. Während Heiner es bei Prinzen, Erzbischöfen und Monarchen sein Bewenden haben läßt, arbeitet Fridolin gern mit Scharfrichtern, Wahnsinnigen und leisen Hexen. Krallen strecken sich aus allen Bäumen, überall ist es gefährlich und unterhöhlt, Zwerge sind unterwegs –. Wenn aber ihr Spielen sich in die höchsten und schwindligsten Regionen verstiegen hat, behauptet Heiner kurzhin in goldener und unverschämter Prahlerei, er wäre Gott. Aber Fridolin läßt verlauten, von tiefer unten her, vieldeutiger und verschmitzter, daß er der Halbgott sei. Und wer wagt es nun, zu entscheiden, welcher hier der Bedeutsamere, welcher der Machtvollere ist?

Es sind viele Reiche, um die man sich zu bekümmern hat, und für die man allein die Verantwortung trägt. Sie selbst, die vier Kinder, sind zwar nicht Könige eigentlich in einem dieser Staaten, sie stehen über den Parteien gleichsam, ein oberster Rat, eine letzte Instanz. Ihre Protektion gehört dem Reiche der „Üsen“, das lieben sie alle am meisten. Es ist der Staat, dem die Tiere vor allem angehören, und alles, was ein wenig hilflos dareinschaut, große

rührende Augen hat: Herrn Gunderlings schwere Kühe, die so bekümmert umherblicken, der alte Hund Luxi, manche Babys, die, beschmutzt, erstaunt, alleingelassen, in den Höfen der Bauernhäuser sitzen, aus dem Bilderbuch der arme, gar zu dicke Elefant. Luxi ist König im Üse-Land, ehrwürdig trägt er die Krone; beim Regieren freilich muß man ihm ein wenig behilflich sein, denn Schwerfälligkeit der Rede und sanfte Vertrottelung gehören ja eben zum Wesen des Volkes.

„Klie-klie“ ist die Monarchie der tückischen Gassenjungen. Klingt „Klie-klie“ nicht schon nach bösem Lachen, nach grellem Pfeifen, Steinewerfen, frecher, primitiver Hinterlist? „Üse“ und „Klie-klie“ sind verfeindet, waren es stets und von Anfang an, wie könnte es anders sein. Schon in grauer Vorzeit gab es da blutiges Kämpfen.

Neuerdings aber ist ein zweiter Feind immer fataler geworden, immer verdächtiger und bekämpfungswerter von Tag zu Tag „Wuffig“, die unangenehme und mächtige Republik, in der Fräulein Konstantine Präsidentin ist. Ladenfräuleins sind die Minister, Klavierlehrerinnen quälen das Volk – ein rechtes Damenland, leidenschaftslos, aber grausam. Hat nicht, in häßlichen Stunden, Mama selber zu tun damit? –

„Wuffig“: das Land der Erwachsenen, ohne viel Aufhebens zu machen, ist es ärger noch als „Klie-klie“.

„Wuffig“ und „Klie-klie“ haben ein Bündnis geschlossen, was kann daraus Gutes entstehen? „Üse“-Land ist bedroht, soviel ist sicher, und die Kinder sitzen erregt beieinander. Ist es so lange her, daß „Üse“-Land das letztemal unterlag, beinah wäre es endgültig gewesen? Kuli, der kleine, dicke Elefantenkönig, damals war er das Opfer: Herbert, der Erzgassenbube, erstach ihn beim prunkvollen Königsmahl. Großer Aufruhr, Revolution war die Folge. – Derlei mußte diesmal vermieden werden.

Magerer noch als ein Junge, mit wild zerzausten, schwarzen Pagenhaaren und im zerrissenen Kittel, steht Renate, ganz Anspannung, ganz Wille zur Tat, an die Schaukel gelehnt. „Ihr zaudert!“ ruft sie energisch. „Wir müssen mit eingreifen! Wir verprügeln Klie-klie!!“ – Heiner, im Sand kauern, spielt erschrocken mit Grashalmen und macht Einwendungen, über soviel Energie abwehrend lächelnd. Fridolin, verzwickt und abgewendet, erwähnt etliche Scharfrichter und Hexen, die ihm zur Verfügung ständen. Lieschen freilich ist ganz passiv, sie lauscht niedlich und mit erweiterten Augen, eine zierliche Hoheit aus „Üse“-Land.

Renate zieht die Brauen finster zusammen, ihre Gerte läßt sie kampflustig zischen. „Sie müssen diesmal

dran glauben!“ fordert ihre amazonenhafte Grausamkeit. Aber Heiner streichelt zärtlich und sinnend seine schimmernden Locken, dem Mut heischenden Blick der Schwester wagt er nicht zu begegnen, beklommen lächelt er vor sich hin, in den Sand. „Klie-klie ist sehr mächtig – –“

Man kann mit einem Schlage alles verwandeln. Fort sind die Reiche, die sich bekriegten, fort Gefahr und finstere Verschwörung. Das Haus wird zum Luxusdampfer, der Garten zum Promenadendeck. Alles ist sehr erwachsen, sehr fein, man reist nach Asien, draußen wogen die Wiesen, ein grünliches Wellenmeer. Alle führen erwachsene Namen, sind reich und brauchen sich keinen Wunsch versagen. Fridolin heißt Herr von Löwenzahn und ist Millionär, Heiner wird Herr Steinrück aneredet und besitzt natürlich Milliarden. Man unterhält sich in kleinen Gruppen, man plaudert geschickt. Baronin Baudessin, die ehemals Renate hieß, hat ein sportliches, amerikanisiertes Wesen angenommen, Fräulein Lieschen von Hirselman, ihre kleine Gesellschafterin, muß sich im Hintergrunde verhalten, worüber sie heimlich ein wenig schimpft.

„Ach,“ klagt Herr Steinrück, vor Blasiertheit näselnd, „auf diesem Schiff wird so viel geboten – jeden Abend drei Theater und drei Konzerte – wo soll

man hin, nicht wahr, mit dem vielen Luxus?“ – Aber die schneidige Baronin zieht es überhaupt vor, abends auf ihrem Rappen über das Deck zu sprengen.

Auch die Puppen, sonst unnütz und steif, werden in das mondäne Treiben einbezogen. Vor allem Frau Madamchen spielt eine große Rolle, sie ist die zierlichste im rosa Kleid und mit blonder Perücke. Herrn Steinrücks Sohn Bobbelchen ist leider sehr leichtsinnig, daher auch schon kahl. Sein Vater weiß verstimmt zu erzählen, daß er oft alle drei Theater und alle Konzerte an einem Abend besuche, was so maßlos ist, daß Baronin Baudessin Prügel empfiehlt.

Fräulein Konstantine ist die „Schiffsdame“, man liebt sie nicht sehr, aber was kann sie einem schaden, nicht wahr? Durch gewandte Konversation setzt man sich über ihre „wuffige“ Existenz hinweg.

Seht, nun macht der Dampfer Station, das ist die Insel Karo im Großen Ozean. Könnte man nicht ein wenig an Land promenieren? Und würde es nicht nur den Regeln der Höflichkeit entsprechen, wenn man auch die Schiffsdame hierzu aufforderte?

Anders gesehen verhält es sich so, daß Fräulein Konstantine die Kinder übellaunig zum Spaziergang holt.

Sie gehen zusammen die holprige Dorfstraße hinunter, deren Häuser altertümlich bemalt sind. Im

grellen Faltenwürfe ihrer Phantasiegewänder drohen die Heiligen von den Hausfassaden und tun Wunder mit aufgereckten Armen. Gassenjungen sind in Horden unterwegs. Die vier Kinder aber gehen eingesponnen in ihr Spiel, angeregt miteinander plaudernd und ganz wie verzaubert.

Fräulein Konstantine unterhält sich strickend mit den Damen aus dem Nähwarengeschäft. In ihren phantastischen Wämsern stehen die Kinder abseits beisammen, eine wunderliche Schar.

Hinter den Bergen kommen dunklere Wolken herauf, die Kinder drücken sich eng aneinander, als fühlten sie Angst vor einem Gewitter, das plötzlich hätte da sein können. Zittern sie nicht auch vor dem Segen der Heiligen zu ihren Häupten, den diese mit pathetisch geschwungenen Armen spenden? In seiner beschwörenden Heftigkeit gleicht er beinahe einem Fluch. – Und die Gassenjungen beraten inzwischen, wie sie sie recht belästigen könnten.

Lieschen schaut töricht und benommen um sich, hübsch wie ein kleiner, harmloser Engel. Heiner lächelt lebenswürdig und entfernt, galant und lächelnd neigt er sich Renate entgegen: „Eine reizende Stadt, dieses Karo – finden Sie nicht, liebe Baronin?“ – Aber Renate schaut nur unter verwildertem Haar trotzig um sich.

Fridolin bemerkt indessen, leise, vieldeutig, als möchte er Heiner nicht geradezu widersprechen, und mit einem feigen, schiefen Blick zur Seite: „Hier scheinen allerdings nur Menschenfresser und Zwerge zu wohnen –“

Darauf verstummten sie alle.

3.

Während die Kinder noch beim Spaziergange waren, wurde Frau Christiane eine Visitenkarte in die Wohnstube gebracht und Afra meldete, ein junger Mann warte draußen. Mama senkte die Augen so hochmütig, als ob die Herren im Schwimmbad sie ungehörig betrachtet hätten. „Sie wissen doch, daß ich niemand empfangen“, sagte sie streng und legte die Karte beiseite. Sie saß mit unerbittlich gesenktem Gesicht und leicht zusammengekniffenem Munde, als sei sie eine Äbtissin und man wäre ihr mit unzüchtigem Auftrag zu nahe getreten. – Den Namen, der auf der Karte stand, hatte sie nicht einmal gelesen, nur, daß der junge Herr „Till“ mit Vornamen hieß, hatte sie flüchtig bemerkt.

Der Herr habe ein dringliches Wesen, meinte die plumpe Afra verwirrt, so leicht werde man den wohl nicht abweisen können. – Die gnädige Frau war sonderbar gereizt und matt, angeekelt wandte sie das Gesicht dem Fenster zu: „So führen Sie ihn schon herein“, sagte sie nur noch.

Der junge Mann war nicht gar zu groß, aber sehr schmal, seine Kleidung war ein bißchen zu chic und ein bißchen verkommen, mit blauseidenem Hemd und abgetragenen Halbschuhen. Seine Augenbrauen fielen sehr auf, sie waren überraschend dicht und hochgewölbt, es war, als zöge er sie beständig nach oben, was seinen Augen etwas kindlich Aufgerissenes und Erschrockenes gab. Aber seine also erweiterten, groß schauenden Augen waren von einem wunderbar starken, ja verwirrenden Blau.

Christiane saß immer noch streng und geistlich am Fenster, sie fragte leise: „Was wünschen Sie bitte?“ – und bot ihm Platz an mit einer Geste, die kränkend war.

Der junge Mann sprach sehr höflich und rasch, aber er ließ seine kindlichen, beunruhigenden Augen nicht von Christiane. „Ich bin seit längerer Zeit ein leidenschaftlicher Verehrer Ihres verstorbenen Herrn Gemahls,“ sagte er gewandt und eifrig, „ich wüßte nicht, was geistig und menschlich aus mir geworden wäre, ohne sein Werk. Ich fühlte also, wie Sie begreifen werden, den heißen und dringlichen Wunsch, das Haus kennenzulernen, in dem er die letzten Jahre seines Lebens verbracht hat, seine Bibliothek, vielleicht Bilder von ihm – und vor allem: Sie, meine gnädige Frau,“ sagte er mit einem knabenhaft-galanten Lächeln und

einer kleinen Kavalierversneigung, „da Sie doch so eng mit ihm verbunden waren.“

Er sprach recht manierlich und wohlgesetzt, aber zu schnell und mit einer sonderbar kindischen Offenherzigkeit, die etwas komisch und ergreifend wirkte.

„Sind Sie gleichfalls philosophischer Schriftsteller?“ fragte Christiane, immer noch damenhaft-unnahbar, aber jetzt glitten ihre Augen schon zuweilen über sein unruhiges, im Sprechen grimassierendes Gesicht, und um ihren Mund lag jenes abwartende, tote und neugierige Lächeln. – Über ihre Frage schmunzelte der junge Mann geschmeichelt. „Ja, ja, wie man es nimmt,“ sagte er rasch, „ich schreibe so alles mögliche – ich tue überhaupt alles mögliche –“

Ein paar Minuten später gingen sie zusammen durchs Haus, damit er alles betrachten solle, was an den toten Meister erinnerte. Sie standen nebeneinander im Halbdunkel seines schwarzen Arbeitszimmers. „Ja, hier ist alles noch an demselben Platz, genau wie er's hinterließ“, sagte Christiane gedämpft. „Seine vielen Bücher, sein großes Papiermesser, das große Tintenfaß –“

Es waren nur zwei Bilder, welche hier aufgehängt waren: über dem Schreibtisch die bräunliche Photographie eines frühgotischen Christus, der

schmerzverrenkt vom Kreuze seinen Segen gab und, weiter seitlich, eine große Photographie Christianens als Braut, das halbverschleierte Gesicht nach hinten gelegt, um den Mund das abwartende und selig benommene Lächeln. „Ja, Sie hat er nun sehr geliebt“, sagte Till andächtig, die Augen auf der Photographie. Die Witwe erwiderte, traurig und stolz: „Am Ende war ich ja eine Art Symbol für ihn geworden.“ – Das Wort „Symbol“ sagte sie unsicher und schwer, als wüßte sie nicht, was es bedeuten solle. – Till sah ihr plötzlich voll ins Gesicht, er fand, sie stünde so verängstigt zwischen den Büchern und vor den Photographien. Jetzt sah er es auch, das erstemal, wie ungemein schön sie war. – Ohne Zusammenhang bemerkte er dann: „Diesen Christus habe ich übrigens auch – ja, ich wußte, daß Ihr Mann ihn so liebte –“

Sie gingen hierauf in die erste Etage, wo über dem breiten Mahagonibett die Totenmaske vor dem schwarzen Samttuch hing. Ohne ein Wort zu sagen starrte Till mit kindlich aufgerissenen Augen in das weiße Gesicht, als dürfe er nun sein Leben lang keine Einzelheit dieses Gesichts mehr vergessen.

„Er sah bis zum Schluß wie ein Geistlicher aus“, sagte Christiane schüchtern in das Schweigen hinein. Till erwiderte langsam, mit einer Stimme, als fürchte er sich: „Aber zuletzt glaubte er überhaupt nichts mehr.“

Seine einzige Überzeugung war, alle Werte unserer Kultur seien tot und erledigt, die Riesenkatastrophe stände bevor, das endgültige Aufräumen, die bolschewistische Sintflut –“ „Er war in den letzten Jahren ein Nihilist“, sagte Christiane leer und bekümmert. Und Till, ohne auf sie zu hören, noch in seinem Gedankengang: „Durch die Lektüre seiner Bücher wurde ich ja dann Bolschewist –“ „Ach, Sie sind Bolschewist?“ fragte Christiane ihn scheu. Der fremde junge Mann lachte kurz. „Ja, unter anderem.“

Vor der Totenmaske, die in tiefstem Schweigen über sie hinausschaute, standen sie nebeneinander und ihre Unterhaltung ging verwirrt und abgebrochen. „Aber am schönsten sind seine ganz katholischen Bücher geblieben,“ sagte er, wieder nach einer Pause und auf andere Art lächelnd, „die liebe ich über die Maßen.“ – Sachlich und interessiert erkundigte Till sich plötzlich: „War er noch Geistlicher, als er Sie kennenlernte?“ Und sie, reumütig, mit niedergeschlagenen Augen: „Ich fürchte, daß er gerade meinetwegen aus der heiligen Kirche ausgetreten ist. Ich habe das niemals begreifen können. Ich bin eine gläubige Christin.“ – Mit einer kalten, einsamen Stimme hörte sie an ihrer Seite den jungen Menschen sagen: „Ich glaube nicht mehr an Gott.“ Sie wagte ihm nicht ins Gesicht zu sehen, aber sie wußte, wie todtraurig jetzt seine Augen geworden

waren. – In diesem Augenblick fühlte sie für ihn das erstemal Zärtlichkeit.

Christiane forderte ihn auf, zum Tee zu bleiben, bald saßen sie auf der Veranda sich am runden Tischchen gegenüber. Christiane sah ihn an und sagte sich, daß er nicht eigentlich schön war, ja, beinahe nicht hübsch. Sein Mund war zu voll und seine Nase nicht edel geformt. Aber sein dunkelblondes, flüchtig gescheiteltes Haar fiel schön in die Stirn und seine Stirn war schön und wunderschön seine Augen. Auch sein Mund war schön, wenn sie sich's recht bedachte, sein Mund war im Grunde so schön und kindisch wie seine Augen.

Die Kinder kamen zurück, sie meldeten sich und wollten Kuchen haben. Sie machten erst die unnahbaren Gesichter, mit denen sie Besuche zu erschrecken pflegten, besonders Renate zog die Brauen unheilverkündend zusammen. Fridolin, von überraschender Formvollendung und buckliger Gewandtheit, fragte mit einer krummen, kleinen Verneigung: „Wir stören doch nicht?“ – worüber der fremde junge Mann herzlich lachte. Er war überhaupt bald gut Freund mit den Kindern. Er hatte nicht jene erwachsene Manier, Fragen zu stellen, von denen zu fühlen war, daß ihre Beantwortung gleichgültig blieb, die also onkelhaft-rhetorisch wirkten und von den

Kindern kurz und unwirsch beantwortet zu werden pflegten – er sah sie sich aufmerksam an und sprach mit ihnen, wie mit interessanten kleinen Kollegen. Sie wurden bald lebhaft, Fridolin begann ihm schon zu erklären, daß er im Grunde „Herr Löwenzahn“ hieße und einer der reichsten Direktoren des Kontinents sei.

Christiane mischte sich in die Unterhaltung, sie war von rührender und süßer Lustigkeit, sogar Grübchen erschienen in ihren Wangen und ihre Augen schimmerten perlmuttern. Sie fragte Till, wie lange er bleiben könne und wann er in der Stadt zurückerwartet werde. – Aber ihn erwartete kein Mensch zurück, höchstens sein Bruder, aber der lag im Sterben, und wenn es zu Ende ging, würde ein Telegramm ihn schon rufen. – Er lag im Sterben? Christiane war darüber erschrocken und traurig. „Der Arme,“ sagte sie sanft, „er ist sicher noch jung.“ Aber Till ließ sich darauf nicht ein. „Es ist ärgerlich“, sagte er kurz. „Ich darf mich nie zu weit von der Stadt entfernen, wo er im Krankenhaus liegt. Seit Wochen hält er mich hin, es kann jeden Tag aus sein.“ – Christiane glaubte nicht recht verstanden zu haben, sie erschauerte über den Tonfall seiner Worte. „Ist die Mutter nicht in der Nähe?“ fragte sie schüchtern. Aber er erwiderte hart: „Nein, unsere Eltern sind tot. Wir haben niemanden, mein Bruder und ich.“ – Sie erkannte mit einemmal die

Augen wieder, die er bekommen hatte, als er von seiner Ungläubigkeit sprach.

Er gedachte also einige Tage hier zu bleiben, erzählte er flüchtig, er wohnte im „Café am Wald“, das war nicht weit von der Villa der gnädigen Frau. „Ich habe vor, hier ein wenig zu arbeiten,“ sagte er langsam und sah vor sich hin, „ich muß etwas fertigstellen, einen kleinen Roman – ja, ich schreibe zuweilen – für Geld, eigentlich nur für das Geld –“ Das Wort „Geld“ war beunruhigend in seinem Mund, haßerfüllt und wollüstig zugleich. „Ich brauche viel Geld,“ sagte er und seine Augen färbten sich, wie im Zorne, dunkler, „ich habe nie welches. Ich habe nie Geld, verstehen Sie, was das bedeutet? Das ist schauderhaft, glauben Sie es mir nur, das ist ekelhafter als eine Krätze. Geld ist das Prinzip des Lebens selber, minderwertig geworden, abscheulich geworden, zum Kotzen geworden, dem Schlechten allein erreichbar – mir unerreichbar, mir vollkommen unerreichbar. Es bleibt nicht bei mir, verstehen Sie mich wohl, es entschlüpft mir, es mag mich nicht, es hängt an anderen Leuten, mich kann es nicht leiden –“ Er zeigte den Kindern plötzlich seine schadhafte Schuhe, seinen Fuß streckte er unterm Tische hervor. „Neue Schuhe brauchte ich auch“, – und dazu lachte er drohend und rau. „Manchmal verdiene ich Geld,“ renommierte er, immer noch lachend, „aber

meine Bedürfnisse sind kompliziert, es gibt so vieles zu kaufen –“ Die Kinder schauten alle vier noch immer nach seinem Schuh – er stellte sich so grausam zur Schau dar. Er war spitz und von kecker Fassung, recht elegant gewesen vor Zeiten, mit kleinen Löchlein an den Rändern kokett verziert und gemustert.

Till selber war schon weder vergnügt, er sprach weiter von sich, sonderbar offenherzig und viel, während Christiane lächelte und ihn ansah und die Kinder andächtig wie in der Oper saßen. „Zu Anfang war ich Wandervogel,“ erzählte er ihnen, „von meinem sechzehnten bis zu meinem achtzehnten Jahr. Ich trug eine grünliche Kutte, und mit ein bißchen Ethik, glaubte ich felsenfest, sei alles Wirre wieder einzurenken. Das war bestimmt meine glücklichste Zeit.“

Er redete davon, wo er überall gelebt habe inzwischen, er sprach von Paris und Berlin, von Kairo und von Madrid, in Neuyork war ihm dieses begegnet, jenes in Tunis. Als Christiane ihn fragte, wie alt er denn sei, sagte er: „Einundzwanzig“, – und wunderte sich, daß sie lachte. Dazwischen lenkte er das Gespräch immer wieder auf den verstorbenen Hausherrn, den toten Meister, dann wurde seine Stimme immer ehrfürchtig und leise. „War er eigentlich witzig?“ fragte er gedämpft und mit mißtrauischem Ausdruck. „Ja, ja,

ich kann es mir denken, oft recht spöttisch, oft unheimlich spöttisch.“ – Er mußte wissen, welches der Kinder an ihn erinnerte und in welchen Zügen. „Ich kann’s mir schon denken: Renate hat seine dunklen Augen und sicher viel von seiner Würde mitbekommen. Fridolin hat seine wunderliche Schelmerei geerbt. Sicher erinnert auch Heiner in vielem an ihn, obwohl er ihm äußerlich ja nicht gleicht. Aber ich denke mir: so muß er geschaut haben –“ Er sprach leise, damit ihn die Kinder nicht hörten, er wandte sich nicht einmal an Mama, redete zärtlich und still vor sich hin.

Mitten im Gespräch schaute er auf die Uhr, bemerkte, daß es schon spät war und entschuldigte sich, aufbrechen zu müssen. Er wurde höflich und konventionell, angebrachte und flotte Worte fielen ihm ein. „Es war reizend, gnädigste Frau“, und: „Hat mich wirklich alles ungemein interessiert.“ – Sie bot ihm mit etwas damenhaft altmodischer Geste die Hand zum Kuß, sie lächelte und hoffte ihn wiederzusehen. Er hoffte es auch und neigte seinen Mund schnell über ihre wartende Hand, aber als er den Kopf wieder hob, sah er an ihr vorbei und mit weiten Augen hinein in die Landschaft.

Er hatte einen sehr weichen hellgrauen Filzhut tief in der Stirne, die Zigarette lässig im Mund. Er sah

beinah verdächtig aus, gar zu großstädtisch, wie einer von der Straße und aus den Cafés, in den Hosentaschen die Hände, von einer schlacksigen, ungezogenen Grazie. „Gute Nacht, gnädigste Frau“, sagte er nochmals und lachte an ihr vorbei, während sie seinen Blick lächelnd zu fangen suchte.

Die Kinder fragten, ob sie den Herrn nicht bis ans „Café am Wald“ begleiten dürften.

Sie gingen neben ihm das Stück Landstraße hinunter. Es war schon beinahe dunkel. Er sprach nicht mit ihnen, nahm auch die Hände nicht aus den Taschen. Er pfiff, eine große, traurige Melodie, sie ging auf und ab, flatterte nach oben und unten, wurde leiser und lauter – er ließ sie mit sich fliegen und flattern, wie einen schwarzen, einsamen Vogel, der ihn begleiten durfte.

Vorm Hoteleingang verabschiedete er sich freundlich und still von den Kindern. Nur zu Heiner neigte er sich hinunter und streichelte ihm leicht über die Haare.

Die Kinder sprachen auch beim Nachhausegehen nicht viel.

Als sie daheim waren, hatte sich Mama schon zurückgezogen, sie ließ durch Fräulein Konstantine schön grüßen und sagen, daß sie ermüdet sei.

4.

Am nächsten Morgen bestanden die Kinder darauf, den fremden jungen Herrn im „Café am Wald“ zu besuchen. Mama wehrte ab, sie errötete, ohne daß die Kinder wußten, warum. „Das ist unmöglich“, sagte sie, ängstlich lächelnd, aber ihr Lächeln galt nicht den Kindern, sie lächelte verwirrt und glücklich einfach vor sich hin. – Heiner aber war diesmal energisch. Er habe auch noch nie ein Hotelzimmer gesehen, führte er hartnäckig an, er bestand auf seinem Willen, ihm lag daran, er ließ sich's nicht nehmen. „Ja, wenn es einen Ausweg also nicht gibt,“ sagte Mama – und sie stand schon vor dem Spiegel –, „dann gehen wir also.“ Im Grunde war Mama von niemand aufgefordert worden, sich dem Ausflug anzuschließen. Aber die Kinder waren's zufrieden und man machte sich auf den Weg. – Bis sie das kleine Hotel erreicht hatten, mußte Mama sich noch zahlreiche Vorwürfe machen, klagen und lamentieren. „Es ist sehr unrichtig von euch, liebe Kinder,“ jammerte sie mit einer leeren Stimme, wie

mechanisch und als seien ihre Gedanken wo anders, „der Herr wird furchtbar erschrecken –“

Es war Anfang April, ein windiger Frühlingstag, am Rande der Landstraße und auch auf den bräunlichen Wiesen lagen noch Haufen mißfarbenen Schnees. Alles war naß, man stapfte durch Schmutz, die Wiesen waren von Bächen und kleinen Rinnsalen vielfach durchkreuzt. Die Bäume schüttelten sich kahl und lachend. Mama lachte gleichfalls, silbrig und erregt, weil der Wind darauf aus war, ihre Frisur zu zerstören, die Hände schützend vorm Haar, stolperte sie lachend dahin. Die Kinder lachten mit ihr, alle fünf lachten sie jubelnd. Lachend begrüßten sie die feiste Wirtin vom „Café am Wald“. Und nun die Treppe hinauf, wo es nach fetter Hotelküche roch, auf Nummer 17 angeklopft, das „Herein“ gar nicht abgewartet, sondern die Türe aufgerissen und im Sturmschritt ins Zimmer.

Till lief ihnen im schwarzen Pyjama entgegen, er war barfuß, hatte ein triefend nasses Gesicht, und das Handtuch schwang er wie eine Fahne. „Da seid ihr!“ schrie er und lachte, weil die Kinder so lachten, „ich wasche mich gerade – laßt euch nicht stören –“ Er lief ans Waschbecken zurück, während ihn die Kinder umringten, tauchte er das Gesicht tief ins Wasser.

Aber wo war Mama? Mama war unten geblieben. Hatte sie mitten im Gelächter sich eines anderen

besonnen? Hatte sie sich irgendwo tückisch versteckt? Oder war sie nach Hause gerannt? Welcher Unverstand! Die Kinder schrien nach ihr, Till lief mit ihnen hinaus auf den Flur, triefend naß und mit nackten Füßen. „Mama, wo bist du?“ schrien die Kinder. Und er, dazwischen: „Wo bist du, Mama?“ – Aber sie war fort und verschwunden, alles Schreien nützte da nichts. „Wir werden schon ohne sie fertig“, lachte Till, und sie liefen ins Zimmer zurück.

Während die Kinder in seinen Sachen kramten, zog er sich an. Ein solches Durcheinander von Zeitschriften, Broschüren und Büchern hatten sie noch niemals gesehen, bei der „Berliner Illustrierten“ lag der „Wille zur Macht“, das „Neue Testament“ bei einem amerikanischen Modejournal, eine Schrift über Sexualpathologie bei Buddhas Reden, naturwissenschaftliche Werke bei zweifelhaften Pariser Roman-Novitäten, Broschüren über Rußland dazwischen, viel Photographien, kubistische Zeichnungen, Puppen. Die Kinder blätterten aufgeregt in allen Journalen, schrien vor Schreck und Freude über expressionistische Reproduktionen, machten sich kichernd aufmerksam auf komische Titelblätter, ausgefallene Namen. Halb angezogen trat Till zu ihnen. Mit ihnen lachend, musterte er den Wust von Büchern und Heften. „Ja, ja, ich bin ein junger europäischer

Intellektueller!“ sagte er, und sein Lachen war hell und vergnügt.

Kaum war er angezogen, stellte er fest: jetzt wollen wir baden gehen, aber dieser Plan entsetzte die Kinder. Das sei unmöglich, beteuerten sie alle vier durcheinander, vor Mai sei an Baden überhaupt nicht zu denken, bis vor kurzem war auf dem Klammer-Weiher noch Eis. „Sie bekommen den Starrkrampf vor Kälte!“ prophezeite altklug Renate. – Aber Till meinte, das werde sich finden und war schon die Treppen hinunter.

Nichts Schlimmes ahnend, saß die Bademeisterin vor ihrem Häuschen, wie konnte sie so gräßlichen Überfalls gewärtig sein? „Aber junger Herr, junger Herr!“ krächzte sie speichelnd, „Sie holen sich die ärgste Diphtherie, ich sag’s wie’s ist!“ Renate pflichtete ihr kräftig bei, Fridolin wurde hämisch und böse. „Potz Mekka und Medina!“ fluchte er orientalisches, „tun Sie, was Sie nicht lassen können!“ – Till kam aus dem Lachen gar nicht heraus. Der Alten gegenüber ließ er alle seine Künste spielen, er streichelte sie mit Liebkosungen und phantastischen Namen der Zärtlichkeit. Auch Renate gelang es nicht, ihn zu beruhigen. Um Heiners willen hätte er von seinem Vorhaben noch am ehesten Abstand genommen, denn

Heiner war ganz bedrückt und still geworden; „wenn es Ihnen nur nichts schadet!“ sagte er leise.

Endlich war es ihm gelungen, der Alten eine rote Badehose abzulocken, schon war er in der Auskleidekabine verschwunden. Noch schwatzte die Alte fassungslos vor sich hin – so was sei ihr noch niemals passiert und: „bei dem windigen Wetter!“ – da lief er auch schon über das Sprungbrett. Das Sprungbrett federte unter seinem Schritt, er lachte und fror, noch im Abspringen winkte er lachend den Kindern. In der Luft machte er bravouriös einen Purzelbaum – er schimmerte in der Luft – dann spritzte das Wasser und Till war verschwunden. Die Kinder erschrecken, nun war es geschehen, der Starrkrampf, sie hatten es ja gewußt. Heiner sagte kein Wort mehr, aber sein Gesicht wurde weiß und er zitterte, daß die Zähne ihm klapperten. – Aber da tauchte schon, überraschend weit weg, Tills Kopf aus dem Wasser, er blies die Backen auf, schnaufte und lachte, mit großen Stößen schwamm er dahin.

Wer kam da über die Wiesen gerannt? Das war Mama, aber sie hatte ein wütendes Gesicht. Mama kam keuchend herbei, sie schimpfte schon aus der Ferne. „Nein, das ist unerhört!“ rief sie, ganz außer Atem, „nein, so etwas – nein, das ist unerhört!“ Bei den Kindern machte sie halt, sie legte die Arme mit großer

Geste um Renate und Heiner. „Gewiß hat er euch zwingen wollen, mit ihm zu baden!“ schalt sie mit einer aufgelösten und entgleisten Stimme. „Das ist entsetzlich von ihm – das ist eine Gemeinheit –“ Aber die Bewegung, mit der sie die Kinder beschützte, war künstlich und starr, ihre Augen waren nicht bei den Kindern, bei dem Schwimmenden waren sie, der jetzt mit breiten Stößen aufs Ufer zurückruderte. – „Er holt sich ganz sicher den Tod“, sagte Christiane plötzlich, leise und klagend, und sie nahm ihre Hand von den Schultern der Kinder.

Till war schon an Land, von Wasser triefend, nackt, mit verwehtem Haar kam er auf Christiane zu. „Ich bin nicht da, um auf Sie aufzupassen,“ klagte sie ohne Fassung, „ich kenne Sie gar nicht – ruinieren Sie sich, wenn Sie wollen – – aber meine Kinder! ich weiß bestimmt, daß Sie meine Kinder auch zu diesem Wahnsinn haben verleiten wollen!“ Und sie hatte wieder die unnatürliche und übertriebene Geste, mit welcher sie die Kinder an sich zog.

Jetzt stand ihr Till direkt gegenüber. Er lachte nur, antwortete nicht. Sein Leib bebte, wie der Leib eines jungen Hengstes, der stille steht nach dem Galopp. Seine Brust keuchte, sein herrliches Lachen keuchte mit und war atemlos, wie es ein Läufer lacht, der als Erster am Ziel ist. Die rote Badehose machte seinen Leib

noch nackter und ausgezogener, als wäre er völlig unbekleidet gewesen. Sein kindisches und schamloses Lachen über diese eigene Nacktheit war so, daß Christiane versinken zu müssen glaubte. Wie war es möglich, diesem Blick zu entfliehen? Warum öffnete sich jetzt nicht die Erde?

Sie griff nach rückwärts, es war ihr schwarz vor den Augen. Die Bademeisterin eilte zu Hilfe. Die Kinder sahen entsetzt in das kreideweiße Gesicht ihrer sinkenden Mutter.

* *
*
*

Sie liebte ihn immer mehr, je weniger sie ihn verstand. Sie konnte, wie in einer Betäubung, stundenlang sitzen und immer nur denken: Jetzt liebe ich ihn. Jetzt liebe ich ihn. Wenn sie es schon tausend- und wieder tausendmal gedacht hatte, war es immer noch ein überwältigend neuer, unerhörter Gedanke: Jetzt liebe ich ihn.

Im Grunde war er mehr ihrer Kinder Freund als der ihre. Mit ihnen vertrug er sich ohne weiteres, mit beinah unheimlicher Selbstverständlichkeit waren sie sich einig in allen Stücken. In die komplizierten Gewebe ihrer Spiele war er bald eingeweiht worden, er

wußte mit allem Bescheid, war nun gewiß „Üse-Lands“ mächtigster Gönner und „Klie-klies“ gefährlichster Feind. Mit Millionär Löwenzahn hatte er schwerwiegende Konversationen, zu Mademoiselle Lieschen Hirselman war er galant und keck, die unternehmungslustige Baronin Baudessin wußte er mit sportlichen und kühnen Anekdoten zu erheitern. – Aber eine leisere und zärtlichere Freundschaft verband ihn mit Heiner. Oft konnte man die beiden im Garten zusammen umhergehen sehen oder Heiner machte sich auf, ganz klein und allein, und besuchte Till im „Café am Wald“.

Ausgedehnte Spaziergänge unternahm Till mit den Kindern, weit über den Zwickerbauern hinaus, planlos und schweifend ins Land und dann durch Wälder, durch neue Wälder, die die Kinder noch gar nicht kannten und wo die Bäume ihnen riesenhaft und lebendig schienen.

Auf solchen Spaziergängen wußte er ihnen Märchen zu erzählen, die gewaltiger und fremder waren, als die Kinder sich's jemals hätten träumen lassen. „Es wäre besser gewesen, früher zu leben,“ sagte Till zu den Kindern, „viel früher – vor Millionen Jahren. Es gab damals noch überhaupt keine Menschen, auch jene Affen-Menschen gab es noch nicht, sie entstanden erst Jahrtausende später, hatten mit uns schon viel

Ähnlichkeit, tückische und gewitzte Herzen. Ganz zu Anfang gab es ein Eiland Godwana, wo jetzt nur Wasser ist, lag es – wo jetzt Meer ist, lag damals das Eiland. Dort hausten die ersten Geschöpfe, aus denen wir uns entwickelt haben, in Millionen von Jahren. Sie hatten schuppige Haut und große Schnäbel, Flügel und Tatzen, dazu riesige Augen, mit einem Blick, den heute niemand mehr ertragen könnte. Sie haßten sich alle untereinander, wenn sie sich durch Unglück begegneten, ging ein gewaltiges Grollen und Murmeln über die Insel. Sie waren groß, wie die Berge, ich denke, daß ihre Augen von einem ungeheuer tiefen Blau gewesen sind, mit goldenen Lichtern darin. Wenn heute eines von diesen ersten, grollenden Wesen in Europa erschiene, ganz Europa begänne zu weinen unter dem Bann dieses Blicks. Dieser Blick war von gigantischer Unschuld, er war so rührend, wie er fürchterlich war. Das ganze weinende, zerknirschte Europa“, endete Till und lachte, „würde der Riese dann mit einem Bissen verschlingen. Ja, so waren die ersten Geschöpfe: ungeheuerlich unschuldig und ungeheuerlich gefräßig –.“ Er hörte zu lachen auf, mit einsamen Augen starrte er vor sich ins Gras.

Abends beschlossen sie, Mama zu erschrecken, sie plünderten die Theaterkiste und maskierten sich alle. Als Mama nachts in ihr Schlafzimmer trat, das Licht

anzündete, innig in Träumen und Gedanken zögernd stehen blieb an der Tür, kreischte ihr der Spuk plötzlich aus allen Ecken entgegen. Im feuerroten Kapuzenmäntelchen hüpfte Fridolin unter dem Bette hervor, mit goldenem Pappendiadem, halbnackt, einen Zepterstab schwingend, triumphierte Heiner strahlend vom Schrank, mit schwarzen Masken tanzten Lieschen und Renate. – Christiane dachte um den Verstand gekommen zu sein, sie konnte nicht daran zweifeln, daß eine Halluzination sie äffe und starrte nur hin, zitternd und ohne zu schreien. Aber als letzter Clou flog der Ofenschirm um und Till stand leuchtend dahinter. Einen Silberharnisch hatte er an, und er schrie kriegerisch in die Luft, mit funkelnd gereckten Armen. – Christiane taumelte und erbleichte, erst als die fünf einen Kreis um sie schlossen und sie jubilierend umtanzten, begann sie zu lachen. Sie lachte maßlos und schwach, aber sie hätte genau so gut weinen können.

* *
*

Sie fühlte sich bald enerviert durch die Kinder, sie kränkte das geheimnisvolle Einverständnis, das diese mit Till ständig verband. Sie war eifersüchtig, und es sich einzugestehen wagte sie nicht.

Wenn sie aber mit Till allein war, erschreckte sie jedes Wort, das er sagte, die Probleme, mit denen er sich herumschlug, überstiegen peinlich ihren Horizont. Er sprach viel von Sowjetrußland und von Amerika, und seine Augen wurden grüblerisch, während er sprach. „Zwischen einem von beiden muß sich doch heute jeder im Grunde entscheiden“, redete er heftig und gequält – und sie wußte nicht, was er meinte. – „Das sind doch die beiden Mächte, auf die es heut ankommt. Und Europa dazwischen, welch gefährliche Lage. Und das arme Europa dazwischen!“

Zuweilen sagte er große und radikale Worte unvermittelt hinein in einen andern Zusammenhang, und das verängstigte sie beinahe noch mehr. „Unsere Jugend“, sagte er plötzlich, „hat sich nun soviel auf ihre Problematik zugute getan und auf ihre verwirrte Situation. Im Grunde aber sind wir vielleicht die unproblematischste Jugend, die da war. Von den Problemen reden wir nur, aber wir glauben gar nicht an sie. Wir glauben überhaupt nur noch an das Leben – und an den Tod – –“

Was er aus seiner Vergangenheit erzählte, war ihr fremd und entsetzlich. Er prahlte damit, wie geschickt er zu stehlen verstände. „Ja,“ sagte er munter, „das habe ich nun heraus. Ich flirte mit dem bedienenden Fräulein, und während sie blinzelt und lacht, stecke ich

zu mir, was mir gefällt: Schnapsflaschen, nette englische Kuchen, reizvolle Parfümerien –.“ – Was sollte Christiane darauf erwidern? Von erotischen Abnormitäten, die ihr verwerflich dünkten, sprach er mit lustiger Selbstverständlichkeit. Er konnte sich vor Gelächter nicht beruhigen, weil sie, was ein „Transvestit“ ist, nicht gewußt hatte, öfters wurde er sehr gereizt, weil sie die homoerotische Liebe „unnormale“ im Vergleich mit der mann-weiblichen nannte. Er neigte dazu, kränkend zu werden, wenn sie ihm widersprach. Er sagte: „Ja – Sie sind allerdings wesentlich älter als ich –“ und sah grausam an ihr vorbei. Dann schwieg sie nur schmerzlich. Sie war ja die alternde Dame, die einen Knaben begehrte.

Sie begehrte ihn von Tag zu Tag mehr, je weniger sie seinen unruhigen Gesprächen folgen konnte. Wenn er im Garten mit ihren Kindern spielte, stand sie am Fenster und sah ihm nur zu. Sie liebte jede seiner Bewegungen. Sie liebte sein Haar, seine Hände, seinen Mund, seine Augen, seine Augenbrauen, seine Stimme, seine flüchtige, wie gehetzte Art zu reden, seine Ungezogenheit, sein Lachen, seine Schwermut, sein ruheloses und verdorbenes Gesicht.

Wie benahm er sich gegen sie? Ein Verehrer ihres Gatten, hatte er sich hier einzuführen gewußt, er wohnte hier in der Nähe, sie kannte ihn nicht. War er

nicht für ihre Kinder ein reichlich zweifelhafter Spielgefährte, mit seinem lasterhaften Gassenbubenmund? Fräulein Konstantine kam schon und warnte. „Gnädige Frau,“ sagte sie streng und verdrossen, „der neue Kamerad Ihrer Kinder –“ Für sie, für Christiane, hatte er nie einen Schatten von Interesse gezeigt, was sie erlebte, interessierte ihn nicht. Er sprach nicht von ihr, es kümmerte ihn nicht, was in ihr geschah. Er ist grausam, sagte sie sich, wie es um mich steht, muß er wissen: warum reist er nicht ab? Er ist schlecht, ein schlechter Mensch. –

Aber sie wußte mit jeder Faser ihres Herzens, daß er gut war. Sie sagte sich: Er ist zuchtlos, ein Abgrund von Lastern, ohne Ordnung, ohne Gesetz. – Aber die Worte waren dumm und vergingen. Er war besser als sie, und sie liebte ihn mehr als ihr Leben.

Manchmal wollte sie ihn fragen, ob er wenigstens glücklich sei, da er sie so viel leiden machte. Sie wagte es nicht, aber er gab ihr von selber Antwort. Wie war sein Wesen zu fassen, wie seine Widersprüche zu klären? Sie hatte geglaubt, seine Liebe zum Leben sei leidenschaftlich, da er dem Leben so vorbehaltlos, so gesetzlos, so völlig zugetan war. – Angst vor dem Leben, Haß gegen das Leben brach plötzlich aus ihm hervor. Sie saßen ruhig beieinander, plötzlich begann er zu reden: „Es ist eine Schande, es ist eine Schande,

wissen Sie, daß man lebt. Das Nichts war ruhig und gut; still, friedsam und unbenannt kreiste es in seiner Güte. Da regte sich etwas, böse Zuckungen geschahen – welcher Teufel hatte das denn zuwege gebracht? Welcher Teufel hat denn das Leben ins Nichts gehext? Wofür nahm er denn Rache?! Wofür müssen die zum Leben Verurteilten denn büßen? Es ist eine Krankheit, ein scheußlicher Fluch – –“ Und dann plötzlich, losbrechend in einen kindischen und primitiven Jammer: „Ich möchte so gerne sterben – ich möchte so gerne tot sein – mich ekelt so – –“

Ihre Zärtlichkeit für ihn war größer als ihre Angst. Sie fühlte in solchen Momenten, daß sie mehr wußte als er, wenngleich er so klug war. Sie verstand seine Worte oft nicht, aber sie verstand seinen einsamen und verzweifelten Blick.

Ihr höchstes Glück war, daß er oft stiller wurde an ihrer Seite. Sie gingen abends zusammen spazieren, bis zum Fluß hinunter führte ihr Weg.

Das war die Nacht. Lichter schwammen in ihr. Der Fluß kam vorbei, in ihm schwammen die Lichter noch einmal, sie lagen in schaukelnder Ruhe auf seinem Vorüberfließen. Die seltenen Geräusche kamen von einer Werkstatt herüber, ein Hammerschlagen, das Bellen eines Hundes weit weg. In den Bäumen war

Wind. Die guten Bäume atmeten im Wind. Das Land atmete in der Nacht.

5.

Da nun diese Liebe und dieses große Begehren in Christianes Herz immer mehr und mehr wuchsen, veränderte sich ihr Wesen nicht etwa dahin, daß sie rastlos geworden wäre, heftig, leidenschaftlich, mit brennenden Augen. Sie ging noch stiller umher als sonst, ausruhend, ruhig wartend. Sie war beinah ein Tier geworden, aber man wußte nicht welches. Ein weißes, schweres und beglücktes Tier spazierte sie mit ruhendem Blick durch die Gartenwege. Zuweilen blieb sie stehen, hob den Kopf, hob die Hände, reckte sich vor Freude, weil sie ihn liebte. Sie dachte seinen Namen so innig, daß er wie etwas Körperliches die Luft erfüllte und in ihr wie eine Farbe hing.

War sie den ganzen Tag allein gewesen und senkte sich abends die Dunkelheit, schien es ihr, sie habe ihn noch inniger lieben gelernt, tagsüber. War ihre Liebe nicht klein und heftig gewesen am Morgen, ein zischelndes Strohfeuer? Aber jetzt breitete sie sich aus, nahm zu an Dunkelheit und Gewicht, aber jetzt wuchs sie.

Ihre Kinder kannte sie beinahe nicht mehr. Wenn sie sie irgendwo im Garten spielen sah, kamen sie ihr fremd und häßlich vor, aufdringliche, magere Geschöpfe. Die Kinder merkten es und mieden sie ängstlich, bei den Mahlzeiten hingen ihre Augen scheu und prüfend an dem neuen Gesicht der Mutter. Diesen halbgeöffneten Mund kannten sie nicht, es ängstigte sie dieser selige und benommene Blick. Mamas schweres, gedankenlos lächelndes Gesicht, das sie über den Teller senkte, die weichen, schlafwandlerischen Gesten, mit denen ihre weißen, etwas großen Hände Messer und Gabel gebrauchten, zogen sie an und schienen ihnen zur gleichen Zeit widerlich.

Christiane hatte nicht acht auf ihre vier Kinder, jetzt war sie nicht Mutter. Ihr ganzer Körper und ihre ganze Seele warteten auf des fünften Kindes Empfängnis.

Gleichzeitig mit ihrem Begehren nach seinem Leib wuchs in ihr das Bedürfnis zu beten, das von jeher stark in ihr gewesen war. Den Rosenkranz zwischen den Fingern, saß sie und sprach mit Gott, stundenlang. In ihrem Herzen konnte keine Sekunde ein Zweifel aufkommen darüber, daß sie Seiner Gnade und Herrlichkeit in diesen Tagen der wartenden Wollust so nahe war wie noch nie.

* *
*

Sie küßte ihn auf der Terrasse, nach dem Abendbrot, als die Kinder kaum erst sich zurückgezogen hatten. Till saß noch schweigend am Tisch, das Kinn auf die Hände gelegt. Sie fühlte, daß jetzt die Stunde gekommen war, so ging sie zu ihm hin und legte die Arme um ihn. Sie schloß die Augen, jetzt überkam sie wieder die tiefe Angst vor seinem Blick, den sie niemals verstehen konnte. Sie wußte, daß er auch jetzt noch hart und unerklärlich wäre, wenn sie ihm begegnete.

Als ihr Mund sich auf den seinen legte, waren seine Lippen trocken und spröde, sein Mund öffnete sich auch nicht. Aber unter Schauern des Glücks schmeckte sie den herben Geschmack seines Mundes. Endlich gab sein Mund nach, seine fest geschlossenen Lippen trennten sich voneinander. Auch die Augen machte er endlich zu, und nun fühlte sie an ihrem Leib seine Hände. Ihr Glück war so groß, daß sie dachte, sie müsse jetzt, an seinem Munde, weinen.

Aber da fühlte sie sich schon zurückgestoßen. Mit seinem ganzen Körper stieß er sie von sich, rückwärts gehend floh er vor ihr, bis seine Hände sich an die

Balustrade klammern konnten. In der Geste des Fliehens war sein Körper so sehr gespannt, daß es beinahe wieder so aussah, als reckte er ihr sich entgegen. Er stand da vor der Dunkelheit des Gartens, als wolle er in die Nacht hinein vor ihr fliehen. Aber ihr schien es, als käme er aus der Nacht heraus ihr entgegen.

Also ging sie in tiefster Demut zu ihm hin, sie ersparte sich keinen Schritt. Sie begegnete in Stille seinem aufgerissenen und entsetzten Blick. Ganz nahe bei ihm bat sie, einfältig, schüchtern, aber so sicher dabei, als könnte es anders nicht sein: „Komm jetzt mit mir.“

Sie ging langsam die Treppe hinauf, den Kopf geneigt, schwer, mit hängenden Armen. Er hinter ihr drein, als zwinge ihn etwas zu folgen, aber er täte es angstvoll. Auch er ging mit tiefgesenktem Gesicht, aber mit fest zusammengebissenen Zähnen, während ihre Lippen geöffnet lächelten.

Sie saß auf dem Bettrand und legte Kleidungsstück für Kleidungsstück sorgfältig ab. Die Photographien der Kinder standen auf dem Nachttisch im Lederrahmen, ernst schauend. Über dem Bett hing die weiße Totenmaske des Gatten, mit der großen Nase, dem unerbittlichen Mund, der reinen, schimmernden Stirn.

Der Geliebte stand mitten im Zimmer, die helle Nacht flutete durch die offene Balkontüre und in ihrem bläulichen Lichte stand er nackt, wie im Wasser. Er reckte sich fröstelnd, sein Leib war ganz mager, jede Rippe konnte man sehen. An seinen Knien spielten bebend die Muskeln. Auf dem Teppich froren seine Füße, eng aneinandergedreht.

Sie aber, im Bett, wagte ihn nicht mehr anzusehen. Sie schloß die Augen, ein Gedanke kam ihr, den sie nicht mehr festzuhalten wagte, unter dessen gar zu großer Süße sie erbebte. Von woher war er geschickt? Erkannte sie ihn denn nicht, den Engel, der Unruhe brachte in ihre Kammer? – – Dann hieß sie Maria und wartete der Empfängnis.

Langsam ging er zu ihrem Bett, nur als suche er Wärme. Da sah sie ihm erst ins Gesicht. Sein Blick leuchtete immer noch hart, aber um seinen halbgeöffneten Mund lag jetzt ein weiches Lächeln. Sie nahm seine beiden Hände, sie wußte nicht, waren sie glühend heiß oder ganz kalt. Sie fühlte nur, daß sie zitterten.

Da wuchs in ihr ein anderes Gefühl immer mehr, das vorher wohl auch schon in ihr gewesen war, aber das jetzt mit Innigkeit und Gewalt zum Bewußtsein erwachte, sich ausbreitete und tiefer, ergreifender schien als alle begehrende Liebe.

Mitleid für seinen Körper erfüllte ihr Herz, ein Mitleid, so groß, daß es ihr Herz zu sprengen drohte: weil sein Körper da in der Nacht stand. Daß so seine Schultern waren, so seine mageren Arme, die er frierend über der Brust verschrenkte, so seine angebeteten Knie, seine Stirne, in die die kurzen Haare feucht hingen: darüber hätte sie weinen können. Das war sein Körper, den hatte er mitbekommen, der mußte leben, mußte standhalten, frieren, sich sehnen, sich freuen, das war sein beseelter Körper, das einzige, was er hatte: der mußte hier in der Nacht stehen.

Nichts in der weiten, trauervollen Welt schien ihr trauriger als dieses sein zu können. Alle Trauer, über die man etwas hätte aussagen können, kam aus den Gedanken, war erklärlich und also gering. Aber diese andere, diese Körper-Trauer, war jenseits des kleinen Verstandes, undeutbar und groß.

Von diesem Mitleid war die Zärtlichkeit voll, mit der sie jetzt seinen Leib streichelte. Sie kauerte, halb aufgerichtet, im Bett und ihre Hände lagen auf seinen Hüften. „Komm zu mir!“ bat sie von unten herauf. – Aber er schüttelte nur den Kopf.

Noch zweimal bat sie, er solle sich zu wärmen kommen und nicht im Hochmut stehen und zittern. Beim drittenmal gab er nach, und sie zog ihn zu sich hinunter.

Und wundervoller als alles andere war er für sie, als sie ihn dann in die Decken wickeln durfte, warm einwickeln, bis zum Hals. „Liegst du jetzt gut?“ fragte sie immer wieder. „Frierst du jetzt auch nicht mehr?“

Nun wandte er ihr das Gesicht zu, und in seinem Blick war eine Inbrunst, als habe er seit Jahren auf diese Stunde gewartet.

* *
*
*

Viel später, als er an ihrer Seite schon lange eingeschlafen war, lag sie noch wach. Den Kopf auf die Arme gelegt, streichelte sie seinen Körper noch einmal, aber diesmal mit den Augen. Mit trunkener Sorgfalt vergaß sie an seinem Leib nicht die winzigste Stelle.

Ihr war es, als hätte sie jetzt eine kleine Erkenntnis, einen kleinen Gedanken, der ihr schön schien und festzuhalten wert. „Es gibt zweierlei Leben,“ dachte sie langsam, „das ruhende und das bewegte. Es gibt zweierlei Sehnsucht: die weitertreibende und die hinnehmende. Wenn das ruhende und das bewegte Leben Hochzeit haben: das ist Empfängnis.“

Sie lächelte beglückt, weil sie dachte, ein kluger Gedanke sei ihr gekommen, und sie hatte sich doch

immer für dumm gehalten. Glücklich lächelnd legte sie sich in die Kissen.

Viele Liebesnächte mit ihrem Gemahl wurden plötzlich in ihr gegenwärtig. Sie sah sein großes Gesicht über sich, vor dem sie fast Angst gehabt hatte, die schwarz strahlenden Augen, die riesige Nase, der scharfe Mund, der exakt und hymnisch ihrer Schönheit huldigte. In diesen beinahe unerträglich großen Nächten hatte sich die furchteinflößende Bewegtheit seines Geistes über die Ruhe ihres Leibes geworfen.

Jetzt aber neigte sie sich immer wieder über dieses fremde, angebetete Gesicht, das schlief.

Welchen von beiden hatte sie nun weniger gekannt? – Allein an seiner Seite zitterte sie im kalten Morgen.

Über ihr träumte die Maske des Gatten, strengste Heiterkeit um den Mund, in die Dämmerung hinein ihre todernsten Träume.

6.

Am nächsten Morgen kam Till, als Christiane noch mit offenem Haar vorm Spiegel saß. Er hatte einen graukarierten Reisemantel an, ein leichtes, blauseidenes Tuch um den Hals und in der Hand einen gelbledernen kleinen Koffer. „Ich komme nur, um mich zu verabschieden“, sagte er und blieb an der Tür stehn. Sie wandte sich gar nicht um, sie starrte nur sein Bild im Spiegelglas an, er stand mit seiner Handtasche ruhig an der Tür. Sie fragte tonlos: „Wieso? Hast du Nachricht von deinem Bruder?“ – Er entgegnete nur: „Nein. Es ist aber notwendig, daß ich fahre.“ Christiane rührte sich nicht, sie schrie nicht und sie konnte nicht weinen. Nach einer langen, langen Zeit, während der sie regungslos wie Stein gesessen hatte, fragte sie leise: „Darf ich nicht mitkommen?“ – Da lächelte er aus dem Spiegelglas. So stand über dem starken Blau des Schals sein helles Gesicht: die aufgerissenen, einsam schauenden Augen, darüber die schwarzen und gewölbten Brauen, in die Höhe gezogen, so daß die Stirn leicht in Falten lag, und um den Mund dieses

traurige, ratlose, angstvolle und lebenswürdige Lächeln. Sie sah, wie er von hinten näher auf sie zu kam, jetzt stand er hinter ihrem Stuhl. Würde er sich niederbeugen und sie küssen? Aber er streichelte nur ihr langes, wunderbares, aufgelöstes Haar, in einer flüchtigen und sanften Zärtlichkeit ließ er es sich durch die Finger rinnen. Sie wandte sich um und sah ihm direkt ins Gesicht. In sein Gesicht hinein sagte sie noch: „Ich werde niemals verstehen, warum du das tust.“ – Aber sie sagte es schwach und fast ohne Ausdruck, gegen ihr besseres Wissen und leise, wie eine Lüge. Er erwiderte auch nichts mehr darauf, mit seinen weiten, tierischen, geheimnisvollen Augen sah er schon wieder über sie hinaus. „Ja, ich muß fort“, sagte er und ließ ihre Haare aus seinen Händen gleiten.

Er ging ins „Schulzimmer“, wo die Kinder bei Lehrer Burkhardt Schule hatten, um auch noch ihnen Adieu zu sagen. Die Kinder standen ihm alle vier, in einer Reihe, gegenüber. Daß er wegfahren wollte, konnten sie lange nicht fassen, und als sie es dann verstanden hatten, füllten sich gleich ihre Augen mit Tränen. „Aber wir sehen uns wieder,“ tröstete er seine Freunde, „ihr seid ja so bald erwachsen – dann begegnen wir uns in den großen Städten –“ Das sahen sie ein, und auf diese Aussicht freuten sie sich. Er gab ihnen allen die Hand, aber als er bei Heiner

angekommen war, neigte er sich tiefer und küßte ihn auf die Stirn. Darüber mußte Heiner glücklich lächeln, während er noch mit den Tränen zu kämpfen hatte. Sein Mund zuckte rührend, seine Augen leuchteten froh, obwohl aus ihnen schon große Tränen über seine Backen liefen.

Mama hatte, um Till an die Bahn zu begleiten, ein graues Reisekleid angelegt, das sie nur selten trug. Es war vornehm, aber nicht sehr modern, aus feinem, weichen Tuche angefertigt, mit langem, bauschigen Rock. Der graue Hut dazu war hoch und sonderbar. – Christianes Gesicht war vollkommen ohne Farbe, weiß und durchsichtig, wie aus einem erlesenen und seltenen Material, die Augen darin beinahe schwarz strahlend, unheimlich verdunkelt unter der weißen Stirn.

Den Wiesenweg legten sie schweigsam zurück, sie gingen langsam, Till hatte ja auch seinen Koffer zu tragen. Der Weg war nicht weit, von der Hauptstraße bogen sie ein, da lag schon der schmutzige kleine Bahnhof. Nun mußten sie auf dem Perron noch nebeneinander stehn und, bis der Zug einlief, warten, aber es konnte ein paar Minuten nur dauern. Was hätten sie sich noch mitzuteilen gehabt? – Sie hatten sich kein Wort mehr zu sagen, sie hatten sich keinen Laut mehr zu geben. Sie wußten schon alles und wußten so fürchterlich wenig, daß es sinnlos gewesen

wäre, anzufangen mit Worten. Das Wort war unzulänglich und gemein.

Bäuerinnen waren um sie herum tätig, Frauen mit Eierkörben, sogar Kälber wurden verladen. Bahnbeamte machten sich wichtig, es gab Streitigkeiten, ein fetter Herr erregte sich drohend. – Christiane konnte es nicht mehr erwarten, daß der Zug einfahren würde, sie zählte gierig jede Sekunde – und dabei zitterte sie doch vor Angst, wenn ihr einfiel, daß er wirklich kommen müsse, sie hielt es im Grund nicht für möglich – es geschah ein Wunder, gewiß, der Zug entgleiste, viele fanden den Tod – aber er war an der Abreise gehindert, ihm war die Abreise unmöglich gemacht, Leichen lagen dazwischen, er mußte bleiben, er blieb – – –

Schon war der Zug da, er brauste heran, er pfiff und er dampfte, stinkend und schwarz erfüllte er die kleine Bahnhofshalle. Der Schaffner machte ein großes Geschrei: „Zwei Minuten Aufenthalt!!“ heulte er immer wieder, an den Kupeefenstern zeigten sich graue, blasierte Gesichter, sie mokierten sich über die kleine Station.

Till neigte sich über Christianes Hand, so flüchtig, wie damals, das erstemal, auf der Veranda. Er richtete sich auf, wieder sah er an ihr vorbei und ins Weite. Er

lief zum Zug, die Eile war groß, jetzt erschien sein Gesicht, neben einem fremden, am Fenster.

Während der Zug sich schon in Bewegung zu setzen begann, schrie Christiane – und lief ein paar hastige Schritte mit dem rollenden Zug: „Kann ich nicht mitkommen?! – Ich habe mein Reisekleid an – –“ Und mit einer großen, verzweifelten Gebärde zeigte sie auf ihr altertümliches Kleid. Ja, sie hatte ein Kostüm hervorgesucht, das sie bis jetzt nur auf Reisen verwendet hatte, ihr Reisekleid, alt, aber beinahe unbenutzt, damit sie ganz bereit gewesen wäre, wenn er sie aufgefordert hätte, mitzukommen. Nun hatte sie auch dies Geheimnis preisgegeben. – Antwortete er noch etwas? Sein letztes Wort ward verschlungen von den Geräuschen des abfahrenden Zuges. Aber mit einem letzten, schwarzen, übermäßig konzentrierten Blick umfaßte sie noch einmal und endgültig sein Gesicht, das entglitt.

Der Zug verschwand um die Ecke, der kleine Bahnhof war wieder leer.

Wie sollte sie sich jetzt bewegen können? Wie sollte sie jetzt nach Hause gelangen?

* *
*
*
*

Sie kam nach Hause, ohne daß sie gewußt hätte, wie. War sie nicht über die Straßen gestolpert? Hatten sie nicht Gassenkinder verlacht, Bäuerinnen mit Fingern auf sie gewiesen? Wie war sie an ihren eigenen Kindern vorbeigekommen, die sie im Garten erwartet hatten, und was mochte sie zu ihnen gesagt haben? – Jetzt war sie in ihrem Zimmer und sie schloß langsam die Fensterläden. Jetzt nur kein Licht, nur nichts sehen, sich nicht bewegen – im Dunklen sitzen.

Sie erflachte Tränen, wie eine Gnade, aber die Tränen kamen nicht zu ihr. Sie saß im dunklen Zimmer und ließ die Stunden vergehn. Man hätte meinen können, eine schwere Puppe säße mitten im Zimmer. Aber niemand wagte es, zu ihr zu kommen, niemand öffnete ihre Türe. Die Zeit ging vorbei, ohne daß sie spürte, wie sie verging. Ihr Schmerz verschlang die Zeit und war stärker als sie. Der Schmerz war stärker als alles, alle Dinge waren aus Schmerz gemacht, sie saß und litt, dieses Leiden war allein ihr Leben, jedes Atmen war Leid. „Das Nichts war ruhig und gut,“ dachte sie langsam, „still, friedsam und unbenannt kreiste es in seiner Güte. Da regte sich etwas, schmerzliche Zuckungen geschah. Tränen fielen ins Nichts, Gott weinte in seiner Einsamkeit. Das Nichts empfing Gottes Träume, wie die Frau den Samen des Mannes, da gebar es das Leben. Alles

Leben ist trostlos, alles Leben ist wahrhaft untröstbar. Für welchen Fluch müssen die zum Leben Verurteilten denn büßen? – –“ Sie regte sich nicht, es hungerte sie nicht, sie saß und litt.

Der Tag verging, mitten in der Nacht stand sie von ihrem Stuhl auf, ging zum Fenster und stieß die Läden zurück. Sie neigte sich in die warme Nacht, laue und belebte Dunkelheit kam ihr entgegen, nachdem es in ihrem Zimmer so drückend und dumpf gewesen war. Da löste sich etwas in ihr, sie hob die Hände hinaus in die Nacht, hielt sie der Dunkelheit hin, als könne die Trost geben. Als sie Wind an ihrem Antlitz spürte, begann sie endlich zu weinen. Sie flüsterte auch das erstemal seinen Namen, sie flüsterte ihn weinend in die Nacht.

Sie ging zu ihrem Stuhle zurück, sie setzte sich weinend, und bald schlief sie ein.

Sie träumte von Till, es war ein kurzer, aber herrlicher Traum. – Sie sah Till einen Berg hinauflaufen, es machte ihm Mühe, er keuchte, aber lief rasch. Er war gekleidet wie ein junger Proletarier, dem es schlecht geht, graue Lumpen hingen um ihn, und zwischen ihnen strahlte die bräunliche Magerkeit seines Körpers. Aber einen silbernen Helm hatte er auf, einen großen, funkelnden Soldatenhelm, er verdeckte ihm beinahe die Augen. Er war barfuß, seine Füße

bluteten schon, er lief über Steine und Dornen. Wer waren sie, die ihm nachfolgten, die kleinen Gestalten? Es waren Renate und Heiner, Fridolin und Lieschen, sie trugen alle vier die Vermummungen, in denen sie damals die Mutter so sehr erschreckt hatten. Der Berg war hoch, was mochte als Ziel droben winken? – Mehr Kinder schlossen sich dem Zuge an, nackte Kinder und Kinder in bunten Fetzen. Der Führer Till wandte sich zwar nicht nach ihnen um, er lief nur rastlos voran, mit blutenden Füßen und mit strahlendem Helm. Hinter ihm drängten sich immer dichter die Kinder, nackte Knaben mit verwehten Haaren und die kleinen Mädchen in bunten Kitteln, Tausende von Kindern, Tausende von angespannten, mageren, laufenden, schreienden Kinderkörpern. – Christiane sehnte sich, das Ziel zu sehen, dem er sie entgegenführte. Sie erkannte das Ziel nicht, es war ihr verborgen, sie hörte nur das Jauchzen, Keuchen und Jubeln, mit dem die Laufenden sich darauf freuten. Till blieb stehen, er drehte sich um, der schreienden Kinderfront stand er nun gegenüber. Er riß seinen Helm ab, er schaute über sie hin. Er war der Herzog der Kinder, er maß ihre Schar mit weiten und leuchtenden Augen. Dann wandte er sich um und lief weiter.

* *
*
*

Nun vergingen die Tage, die Wochen gingen vorbei. Christiane machte wieder Spaziergänge mit ihren Kindern, mit Afra beriet sie sich in der Küche. Man bemerkte wohl den sonderbar abwesenden Blick, den sie bekommen hatte, ihre langsame Art zu gehen, aufzuschauen, entfernt und mild zu lächeln.

Der Sommer wurde so heiß, wie lange kein Sommer vorher. Die staubigen Landstraßen glühten, die Erde war rissig und grau, die Bäume sehnten sich nach Erfrischung, dürr und ermattet standen sie in der blauen Glut dieser Wochen. Der Garten war still, nur vom Klammer-Weiher kam der Lärm der Schwimmenden her. Auch die Kinder waren zum Baden gegangen, Christiane saß allein in der Hitze.

Jetzt wußte sie schon, daß sie schwanger war. Darüber war keine Freude in ihr, und auch neuer Schmerzen war sie lang nicht mehr fähig. Dumpf und beinah ohne zu begreifen nahm sie es hin.

Der Sommer summt um sie, die Luft zitterte blau. Käfer liefen träge über das Gras, die Sonnenblumen trugen ihre schweren Häupter ermüdet. Draußen ging gebückt und träge ein greises Bäuerlein vorbei. „Mag

noch ein Kind in die Welt kommen“, dachte Christiane schwer. „Deswegen verändert sich nichts. Soll noch einer mehr das Leiden dieser Erde tragen – –“

Jetzt würde vielleicht bald ihr Bruder eintreffen, sie hatte ihm geschrieben, daß sie seiner bedürfe.

7.

Ehe sich's die Kinder verdacht hatten, war dann plötzlich Mamas Bruder Gaston angekommen. Sie schien ihn seit langem erwartet zu haben, sie hatte nur niemals davon gesprochen. Als sie sich am Bahnhof begrüßten, sah man sie blaß vor Freude werden. „Da bist du ja endlich!“ sagte sie nur, aber mit einem Seufzer, als sei jetzt einer da, nach dem sie lange Zeit Sehnsucht gehabt hatte.

Die Kinder sahen den jungen Onkel, den sie beinahe nicht kannten, etwas scheu und verängstigt an. Er war so schön, wie sie noch niemals einen Menschen gesehen zu haben glaubten, auf seine Art war er noch viel, viel schöner als Mama selbst. Er hatte andere Farben in seinem Gesicht als gewöhnliche Menschen, vor allem um die Augen herum, aber auch das dunkle Rot seines ernstesten Mundes war von überraschender, ja fast schmerzlicher Schönheit.

Er neigte sich über Mamas Hand, er sagte nur ein paar Worte, aber er küßte ihre Hand in tiefster Höflichkeit und mit innigem Ernst. Zu den Kindern

war er zunächst sehr zurückhaltend, er lächelte ihnen wohl zu, aber sein Lächeln erschien ihnen noch einschüchternder als sein unbewegtes Gesicht.

Sie gingen zusammen den Wiesenweg, trotz der feuchten Kühle des Abends, Mama und ihr Bruder gingen Arm in Arm und ohne zu sprechen. Gaston trug einen dunklen, ziemlich weiten Mantel, dessen hoher Kragen auf geschlagen war. Den schiefen Hut hatte er tief ins Gesicht gezogen. Sein Gang war sonderbar federnd, nicht eigentlich anmutig, schwer und trotzdem beschwingt. Er hatte sich auch eine lange Gerte abgebrochen, und so sah er aus, als käme er von den Bergen und habe oben einsam die Ziegen gehütet und mit den weißen Kühen gescherzt.

Die Kinder berieten versteckt, welches Alter er haben könnte. Heiner versicherte, er sei Mamas jüngerer Bruder, nicht älter als Mitte der Zwanzig. Aber Renate bestand mit überraschendem Ernst darauf, daß er älter sein müsse, sie gab ihm dreiunddreißig oder vierunddreißig Jahre.

Beim Abendessen war die Tischordnung so, daß Mama und Onkel Gaston an den beiden Tischenden und sich also gegenüber saßen, während Renate und Heiner, Fridolin und Lieschen nebeneinander an den Längsseiten ihre Plätze hatten. Die Tafel war feierlich

gedeckt, es gab gutes Essen, Fräulein Konstantine hatte man gebeten, auswärts zu speisen.

Man sprach wenig bei Tisch. Neben Onkel Gaston lagerte der uralte Hund Luxi, über dessen weißen und gebrechlichen Pelz seine edlen, aber etwas großen Hände oft zerstreut und zärtlich glitten. Die Kinder prüften immer wieder mit kurzen, finsternen und konzentrierten Blicken des fremden Onkels Gesicht.

Nach der Mahlzeit blieben Onkel Gaston und Mama noch lange auf der Veranda sitzen. Sie redeten auch jetzt nicht viel miteinander, nur ab und zu ein paar Worte, aber die schienen scherzhaft zu sein, denn sie lachten oft leise. Aber in Gedanken waren sie so sehr vertieft, daß sie das Dunkelwerden nicht einmal bemerkten. Sie zündeten das elektrische Licht nicht an, als einer die Gestalt des andern schon beinahe nicht mehr erkennen konnte. Undeutlich saßen sie sich gegenüber.

„Ist Papa griesgrämig?“ fragte Christiane und lachte leis in der Dunkelheit. „Ich sehe ihn nicht oft,“ antwortete ihr der Bruder, „wenn ich ihn allerdings sehe, knärzt und stampft er zumeist –“ Weiter erwähnten sie nicht ihren Vater.

Sie gingen im nächtlichen Garten spazieren, die weißen Wege schimmerten durch die Dunkelheit, man konnte sie nicht verfehlen, nur manchmal schlossen sich

die schwarzen Büsche über ihnen, so daß sie streckenweise in einem plötzlichen und tiefen Schatten lagen. – Was sollten Christiane und Gaston sich erzählen? Sollte sie ihn nach seinen Erlebnissen in den großen Städten fragen? Gewiß hatte er dasselbe wie sie erlebt, bloß auf andere Art und vielleicht mehr als nur einmal. Zwischen ihnen war die stille und geheimnisvolle Verbundenheit, die es allein zwischen Geschwistern gibt. Einer verstand und wußte, was der andere gelitten hatte, Worte waren nicht nötig. Sie erwähnte Tills Namen nicht einmal, und er sprach von nichts, was er durchgemacht hatte. Sie fragte ihn nur nach dem Äußerlichsten, ob er Erfolge habe und was die Theater machten. Sie erzählten sich gegenseitig kleine Geschichten aus ihrer gemeinsamen Jugend und sie lachten darüber.

Es war gut, daß er da war.

* *

*

Nun kamen verklärte Spätsommerwochen, nachdem Glut und Dumpfheit so schwer auf allem gelastet hatten. Mamas Blick veränderte sich wieder, das Abwesende und Entfernte wich endlich aus ihm. Man sah sie am Arm ihres schönen Bruders oft spazieren,

Fräulein Konstantine und Afra machten sich aufmerksam auf das „vornehme Paar“. Betreffs der Herkunft der gnädigen Frau gab allerdings auch Herr Gaston keine Anhaltspunkte. War der Vater, den sie zuweilen so flüchtig erwähnten, ein alter Graf oder ein Zirkusclown oder ein Souffleur am Theater, wo Gaston die Liebhaber spielte?

Die Kinder bauten Paläste im Sand, Mama trat mit dem Onkel dazu, das erstemal seit langer Zeit sprach Mama wieder herzlich und richtig mit ihnen. „Wir bauen einen Palast für Till,“ erzählte Heiner mit erhitzten Wangen, „damit er drin wohnen kann, wenn er wiederkommt – sieh nur: mit lauter unterirdischen Gängen, und darüber sind Tanzsäle aus Marmorstein –“ Mama bückte sich tief, um in den unterirdischen Palast zu schauen. „Ja,“ sagte sie nur, „lauter Gänge und Säle – –“

Sie ging weiter, am Arm ihres Bruders. Große Beruhigung war in der Luft, jetzt konnte sie sogar schon von ihm sprechen. „Ich habe Angst um ihn, weißt du,“ sagte sie leise, „so schweifend ist seine Seele und so ungebärdig sein Herz –“

Sie blieben beim A sternbeet stehen, schnell ermüdete Christiane bei einem Spaziergang. Ihr Bruder schaute zu den Blumen hin, die dunkelgelb, dunkelrot und weiß sich zueinander neigten. Christiane

stützte sich auf ihn, sie war jetzt schon schwerer, und auch das Stehen strengte sie an. „Ob es ein Junge wird?“ fragte sie plötzlich und lächelte. Ihr Bruder sah nicht fort von den Blumen, er lächelte mit ihr.

8.

Auf ihren Spaziergängen mit Mademoiselle Konstantine gerieten die Kinder gelegentlich auch in den Friedhof, wo sie dann so gern wie anderswo promenierten. Sie dachten sich dabei nicht viel, es war nicht sehr anders als in den städtischen Anlagen, auch das Fräulein blieb gelangweilt und stolz. Sie lasen die Inschriften ehrfürchtig-amüsiert von den Grabsteinen ab –: „Hier ruht in Frieden Elisabeth Städele, Gutsbesitzerstochter.“ – „Hier ruht in Frieden Anton Schallmeyer, Bäckermeister.“ – Das waren Namen, oft komische und oft schlichte, aber das ging einen nichts an. „Hier ruht in Frieden –“, das war eine Redensart, nur ein Sprüchlein, das hatte mit dem Tod nichts zu tun. – Die Kinder hatten noch niemals eine Leiche gesehen.

Es gab zwei Friedhöfe, den alten, drinnen im Ort, in der Nähe des Marktes, und weiter draußen, am Waldrand, den neuen. Im alten Friedhof war „kein Platz mehr“, wußten die Kinder, er war seit Jahrzehnten voll und besetzt. Hier waren die

Grabsteine meist schwärzlich und rauh, denn die Hinterbliebenen, lebten selber nicht mehr oder sie waren in die Städte verzogen, und niemand blieb, der die Grabsteine pflegte. – Aber der neue Friedhof war weitläufig und idyllisch zugleich. Wo zu lesen stand, daß ein Kind hier in seinem Frieden ruhte, ein kleines Mädchen oder ein kleiner, seliger Junge, lagen Vergißmeinnicht-Kränzchen auf den steinernen Platten, rührend, zierlich und kokett. Auch war in den Grabstein das Bildnis des Dahingegangenen eingelassen, so daß man sehen konnte, so sah Anton Schallmeyer aus, so bärtig und schlicht – und so geziert und jungfernfein Lisbeth Kunz, die ledig blieb bis an ihr seliges Ende.

Um den Friedhof zog sich in weißen Arkaden die Einsegnungshalle.

Als an einem Vormittag die vier Kinder mit ihrem Fräulein im neuen Friedhof erst zwischen den Grabsteinen und dann unter dem weißen Bogengang spazierengingen, geschah es, daß sie den toten Bäckergesellen sahen.

Von ferne schon hatten sie den weißen Aufbau bemerkt, die Bahre, die Tücher und die vielen Kränze. Aber erst im letzten Augenblicke erkannten sie, daß ein weißer junger Mann zwischen den vielen künstlichen Kränzen lag. Sie blieben stehen und keiner wagte ein

Wort zu sagen, selbst Fräulein Konstantine schien betreten.

Man hatte dem jungen Mann die wächsernen Hände auf der weißen Decke gefaltet. Er war bis zum Kinn hinauf zugedeckt, aber nicht genug damit, war der untere Teil seines Gesichts, bis zur streng gewordenen Nase, mit einem weißen Tuche fest umwickelt. Nur seine eisige Stirn ruhte frei zwischen den häßlichen Kränzen, seine gnadenlos hochmütig geschlossenen Augen, seine spitze, vornehme Nase.

Fräulein Konstantine sagte betroffen und mit einer anderen Stimme als sonst: „Ja – den hat man hier aufgebahrt – er wird heute nachmittag begraben –“ Renate fragte als erste, aber rauh und verängstigt: „Wer ist es denn – wer ist es denn gewesen?“ – Fräulein Konstantine wußte natürlich Bescheid, es war ihr angenehm, reden zu können. „Es ist der Bäckergehilfe Friedel Müller, er ist vorgestern abend beim Schwimmen ertrunken. Er badete nach dem Abendessen im Fluß – ja, er hatte wahrscheinlich zu viel gegessen – ich glaube, der Schlag hat ihn deshalb getroffen. – Aber so kommt doch nur,“ sagte sie unsicher und beinahe bittend, „kommt doch – was bleibt ihr denn stehen?“

Die Kinder rührten sich nicht. Sie starrten alle vier auf das eingewickelte, fremde Gesicht. „Warum haben

sie ihm den Mund eingebunden?“ fragte Renate wieder und wartete düster auf Antwort. Fräulein Konstantine war gefällig, ja demutsvoll wie noch nie. „Ja, ja,“ sagte sie rasch, „ja, ja – freilich – das ist wahrscheinlich, weil sein Mund offensteht – er ist doch ertrunken –“

Plötzlich fing Heiner an, am ganzen Körper zu zittern. Freilich, das war es: sein Mund stand offen. Unter dem weißen Tuche, das hatte er ja gewußt, verbarg sich ein schwarzer, klagender Mund. – Heiners Augen starrten tiefer in das Gesicht des Bäckergehilfen, als sie jemals in eines Menschen Gesicht gestarrt hatten. Seine Augen hatten sich im Schauen verändert, sie waren härter geworden, von einer blauen, trotzig und grüblerischen Härte. Er biß auch so fest die Zähne zusammen, daß an seinen Wangen zwei Muskeln hervortraten, die sein Gesicht männlicher machten. Vor Angst bebte sein ganzer Leib, aber er stand vor der Leiche mit einem neuen, strengen Gesicht, das er doch erst viel, viel später würde tragen müssen.

Renates Blick ruhte voll und dunkel auf dem wächsernen Antlitz. – Fridolin war düster interessiert, als habe man ihm eine gräßliche und schöne Kuriosität gezeigt, ein buntes und groteskes Jahrmartswunder, von dem er jetzt den Blick nicht lassen konnte.

Fräulein Konstantine bat innig noch einmal: „So kommt doch nur – jetzt habt ihr ihn doch gesehn –“ Da

trennten sich endlich die Augen der Kinder von dem Gesicht, das sie anzog, und sie gingen schweigsam nach Hause.

* *
*

Aber abends konnte Heiner lange nicht einschlafen. Eine Angst war in ihm, so fürchterlich, so unberuhigbar, wie er sie noch niemals gekannt hatte. Nicht Angst vor Gespenstern, wie sie in Winternächten wohl kam, die war oberflächlich und ohne Gewicht. – Diesmal war es die Angst vor dem Tod, schlimmer als das: die grauenhafte, nie mehr zu stillende Angst davor, daß alles Leben zum Tode bestimmt war, auch seine Hände, auch sein Gesicht, auch sein Leib.

Wenn er die Augen schloß, erschien des Bäckergejellen Gesicht über ihm, aber jetzt ohne Binde. Der schwarze Mund klaffte und lachte, er war schmerzenvoll aufgerissen, klagend, jammernd über seinem Bett. Heiner fragte schluchzend das eiskalte Gesicht über sich: „Sage mir: muß ich auch einmal sterben?“ – Und der in alle Ewigkeit aufgerissene Mund erwiderte ihm: „Es kann heute nacht sein.“ Da schrie Heiner trostlos in seinem Bett.

Mama saß sanft neben ihm, beruhigend streichelte sie seine Hand. Da konnte er weinen. „Man kann jeden Tag sterben,“ erzählte er Mama, verwirrt und schluchzend, „jeder von uns – da gibt es vielleicht bald gar keine Menschen mehr –“

Aber Mama, schwer sitzend im Stuhle an seiner Seite, erwiderte ruhig: „Aber dafür werden ja immer neue geboren –“ Sie neigte sich über ihren weinenden Sohn, und plötzlich war auch ihr stilles Gesicht von Tränen naß. Sie sagte noch einmal, leiser, vor dem Geheimnis erschauernd:

„Aber dafür werden ja immer neue geboren – –“

* *
*
*
*

Am nächsten Morgen sagte Gaston seiner Schwester, daß er am Tag darauf abreisen wolle.

9.

Einige Zeit, nachdem der Einspänner mit Mama und ihrem schönen Bruder den Garten verlassen hatte, kamen die Kinder auf den Gedanken, Hochzeit zu spielen – und so ernst hatten sie schon lange kein Spiel genommen.

Als sie zu viert im Grase lagen und nicht viel zu reden wußten, sondern in Faulheit kommender Dinge und phantastischer Abenteuer harrten, die sie hätten aufrütteln können, sagte Heiner ganz unvermittelt: „Heute will ich Renate heiraten.“

Niemand lachte, Renate senkte tiefernst den Blick. „Ich habe ja noch gar nicht meine Einwilligung gegeben“, sagte sie spröde. Aber Heiner wußte gewinnend zu lächeln: „Du wirst doch nicht nein sagen,“ meinte er freundlich, „du hast ja gar keinen andern Freier.“ – Dagegen freilich wußte Renate nichts einzuwenden. „Ich glaube nämlich, Mama hat jetzt auch wieder geheiratet“, sagte Heiner nach einer Pause, verschämter und leiser, ein bißchen tiefer über die Gräser gebückt, mit denen er spielte. – Sie nickten alle,

selbst Lieschen, gläubige Verständnislosigkeit in den Augen.

In einer Viertelstunde sollte die Feier sein, man rüstete für diese Zeremonie sich sorgsam. Lieschen war Brautjungfer und hatte gleichzeitig für das Festmahl zu sorgen, welches man aufs üppigste plante. Sie gewann Afra weißen Kuchenteig ab, den sie, anmutsvoll geknetet, auf Glastellerchen zu verteilen wußte, Äpfel zerschnitt sie in leckere Scheiben, gruppierte halbe Brötchen reizend dazwischen, der ganze Aufbau wirkte lecker und apart. – Was sollte Fridolin vorzustellen haben, wenn nicht den Priester? Tückisch und fromm wie der arge Herr Großinquisitor hüllte er sich in sein schwarzes Schlechtwettercape, aus Zweiglein band er sich ein klapprig Kruzifix, und so stand er, barfuß und wunderbarlich, auf dem Küchenhocker, der den Altar bedeuten mußte, wartend seiner Opfer.

Aber Renate putzte sich noch, sie hatte beschlossen, ihr weißleinenes Sonntagskleid anzulegen, ohne daß Fräulein Konstantine es bemerken durfte. Ungeschickt steckte sie sich auch eine große rote Aster ins Haar, geschmückt und behindert kam sie den Gartenweg herunter, aber die Haare hatte sie sich trotzdem nicht gekämmt: sie war eine zerzauste, magere kleine Braut. Ihr schwarzer Blick und ihre eckigen Bewegungen wußten von der eigenen Lieblichkeit nichts.

Bräutigam Heiner lief ihr strahlend entgegen – seine Augen strahlten, aber auch sein Mund war ernst – mit großer Geste bot er ihr den Arm. Langsam gingen sie auf den Altar zu, in grauer, gütiger Würde schlich Luxi uralt nebenher und Lieschen kam hinterdrein, vor sich her tragend das bunte Festmahl wie Kirchengesetze.

Sie standen dem Geistlichen gegenüber, mit verklärten Augen sahen sie zu ihm hinauf. Er, geheimnisvoll in sein Cape gewickelt, streckte das morsche Kruzifix über sie aus, beschwörend fragte er sie: „Wollt ihr euch wirklich heiraten? Ihr wißt, daß euch die Zwerge zerkratzen, wenn ihr euch untreu seid! Ihr wißt, daß euch die Herrn Scharfrichter foltern. Wollt ihr euch immer und ewig die Treue halten? Tausend Jahre? Hunderttausend Jahre? Unendlich-Pox Jahre?“

Heiner und Renate erwiderten mit gesenkten Köpfen leise: „Ja.“

Sie waren so in sich gesammelt, so andächtig in ihre Feier versenkt, daß sie Mamas Hinzutreten nicht hörten. Hinter ihren Rücken stand sie allein im Gebüsch, vom Abschiedsschmerz die Augen noch naß. Sie lächelte erst über das gravitatische Spiel der Kinder, über des Pfarrers grotesk umständliches Segnen, des Brautpaares rührende Andacht, aber bald wich das Lächeln auf ihrem Antlitz einem tiefen Ernst.

Es war ihr, als habe sie ihre Kinder noch nie so gesehen, ihre Gesichter noch nie so erkannt. So überdeutlich, daß es sie beinahe erschreckte, sah sie in einer Sekunde das ganze künftige Leben ihrer Kinder voraus. Jetzt standen sie hier beieinander und versprachen sich Treue für immer. Sie gelobten sich, einander nie zu verlassen, beinahe als ahnten sie schon, daß später vielleicht einer den anderen notwendig würde brauchen können.

Jetzt spielten sie noch hochmütig unter sich, jetzt glaubten sie sogar noch immer beieinander, immer unter sich bleiben zu dürfen. Aber draußen wartete das Leben auf sie, es ließ sich für die vier nicht umgehen, ja, es war vielleicht schwieriger als jemals, und es verlangte hart, daß sie es zu ertragen lernten und mit ihm fertig zu werden und sich mit ihm auseinanderzusetzen. Das Leben würde sie, halb noch als Kinder, ergreifen. Von vornherein würde es nichts ihnen ersparen: mit riesenhafter Lustigkeit, Gefahr und Trauer würde es hereinbrechen über sie. Erst könnten sie meinen, daß auch dieses Spaß und Spielerei sein müsse, wie alles bisher. Aber bald würden sie es merken, die vier Kinder, daß das Leben ernst war, todernst in Wahrheit, mochte es sich spaßhaft oder pathetisch gebärden.

Die Mutter aber wußte, daß sie standhalten würden. Die Mutter wußte, daß sie kühn sein würden, stark angegriffen von allen Gefahren, tief verwickelt in alle Schwierigkeiten, aber am Ende immer heiter genug, sich frei zu machen.

Wie würden ihre Kinder denn schon in fünfzehn kurzen Jahren sein? – Christiane sah sie alle vor sich.

Renate mit schwererem Haar, unter dessen Last sich der Kopf senkte, immer noch so scheu und spröde in sich zurückgezogen, energisch auf sich gestellt, von abweisender Lustigkeit, selbständig, allein, aber doch schon vielfach besiegt und von hingebungsvollster Schwäche gewesen – davon erzählten ihre dunklen Augen und ihr schöner Mund, der um so vieles weicher geworden war.

Aus Heiners Blick war jetzt das Strahlen verschwunden oder vielleicht nur von vielen Schleiern verdeckt. Aber die Stirne war rein geblieben. In seine unschuldige Stirn hing das mattgewordene und verderbte Haar. Das war der Mund seiner Mutter: sie selber erkannte ihn wieder in diesem mitgenommenen Knabengesicht, ihr wunderbarer Mund, dem der streng verzückte Gemahl gehuldigt hatte. Aber war er hier, bei dem Sohne, nicht von noch gefährlicherer Weichheit? Dieser Mund versagte sich nichts, sich und den anderen. Es war ein Frauenmund unter der männlichen

Stirn, so rückhaltslos gab er sich an das Leben. Aber war es da nicht wahrscheinlich, daß er bald alt und verdorben wäre, wenn er sich dem Leben gar zu innig zum Kusse bot? – Eine gewisse Geneigtheit und Fahrlässigkeit in Heiners Haltung wirkte beunruhigend und ließ Schlimmes ahnen. – Aber die Mutter hatte auch um ihn keine Angst.

Da stand Fridolin, alleine und klug, voll Fleiß und sonderbarem Ehrgeiz. Wo wollte er hin? Wie hoch wollte er denn hinaus? Er schmunzelte beunruhigend und rieb sich schmunzelnd die Hände. Er wandte das unschöne Gesicht von der Mutter ab, als habe er viele Pläne und Geheimnisse zu verstecken. Häßlichen Ganges, aber rührend und stark als einsame gedrungene Figur, stapfte er beschwerliche Wege bergauf, weit abseits von seinem Bruder, in anderer Richtung, aber ab und zu schelmisch zu ihm hinüberwinkend: wir wissen schon unsere Verwandtschaft – –

Und nun Lieschen; die Mutter lächelte, weil sie Lieschen sah. Aus Lieschen war rasch eine junge Frau geworden, wer hätte das wohl gedacht. Wußte man allerdings, ob sie glücklich war? Liebte sie ihren Mann? Oder litt sie an seiner Seite? – Sie sprach ja nie viel. Aber freundlich trug sie ihr schlichteres Schicksal, während die Geschwister so gewagte Wege gingen. –

So würde Christiane bald Großmutter sein, schon sah sie Lieschens gesunde Kinder im Sande spielen.

So hatte sie ihre Kinder noch niemals erkannt. Wie rasch sie sich jetzt entwickeln würden. Jetzt ging jedes seinem Schicksal entgegen, seiner Gefahr, seiner Hoffnung. Sollte sie Angst um sie haben? – In diesem Augenblick war sie zu sehr erfüllt von der Notwendigkeit alles dessen, was mit ihnen geschehen würde, als daß für Sorge um sie Platz in ihrem Sinn gewesen wäre.

Sie wandte ihnen den Rücken und ging langsam durch den Garten davon.

In diesen Spätsommernachmittagen bewegte sich im Garten kein Blatt. Auf diese Bank wollte sie sich setzen, kein Platz in der Welt hätte stiller sein können als diese Bank.

Diese Überklarheit war schwer zu ertragen. Jedes Blatt stand unbeweglich in seinem eigenen Leben. Keine Leidenschaft kam, erleichterte und verwischte, kein Wind kam her, brachte Unordnung und gnädige Verwirrung. Das Leben geschah in diesem Augenblicke in unerbittlicher Klarheit vor ihr. Es wollte gutgeheißen sein, so wie es war.

Vier Kinder wuchsen heran, die sie geboren hatte. Vier Schicksale gingen von ihr aus und würden sich

nach dem Sinn vollenden. Ein fünftes Kind wuchs in ihrem Schoß. – Das war es.

Es gab nicht zweierlei Leben, wie sie gemeint hatte, in der trunkenen Nacht: das ruhende und das bewegte. Es gab nur das Leben, das dem Tode entgegenwuchs.

Sie würde es niemals begreifen können, keiner hatte es jemals begriffen. Sie setzte sich nicht mit ihm auseinander, sie suchte nicht nach dem Sinn. Wie ihre Kinder noch kämpfen würden, um mit ihm fertig zu werden, Sieger zu sein, die Geheimnisse zu ergründen. – Sie saß in Demut und fühlte nur, daß es geschah.

Die Kinder waren inzwischen schon zum Hochzeitsmahl übergegangen. Lieschen kredenzte ihnen knicksend Kuchenteig und Apfelscheiben. Der Priester speiste mit verzerrtem Wohlbehagen. Aber das Brautpaar blieb innig umschlungen.

10.

Es wurde Winter, die Tannen standen vor weißen Wiesen schon schwarz und eiskalt, der Weiher war zugefroren, beim Zwickerbauern konnte man auf Afras plumpem Schlitten rodeln.

Aber wie stand es denn mit Mama? War sie nicht sonderbarer geworden, von Woche zu Woche?

Mit Scheu beobachteten die Kinder, wie sie immer unförmiger ward. Sie machte schon kleine mühsame Schritte, so dick war sie jetzt. Aß sie denn so unnatürlich viel, daß sie so anschwell und sich so veränderte? – Ihr Gesicht schien überanstrengt und dabei glücklich. Sie lächelte schmerzhaft und merkwürdig froh. Wer sollte sich mit ihr auskennen? Oft blieb sie tagelang in ihrem Zimmer, sie saß, dick und untätig, am Fenster und summt Melodien, während ihr Blick sich verklärte. Ihre Augen waren überhaupt schöner denn je, und die Kinder fühlten für ihre behinderte Mutter beinahe immer jene starke, fast beschämende Zärtlichkeit, die sie sich sonst nur abends in den Betten eingestanden hatten.

Zuweilen erschien Doktor Beermann, den sie wohl kannten, und der sie manches Mal beklopft und behorcht hatte, wenn sie erkältet und fiebrig gewesen. Mit schwarzem, wohlgebürstetem Schnurrbart ging er energisch treppauf und treppab, lachend wusch er sich die Hände, deren Geruch nachher frisch und männlich war. Er neigte sich zu den Kindern, daß ihm das Blut ins Antlitz stieg und die Stirnader schwoh, scherzend sprach seine Baßstimme. „Ja, ja, Mama hat den Bandelwurm“, neckte der Landarzt sie roh. – Aber die Kinder glaubten es nicht.

Fräulein Konstantine behandelte Mama schonend, aber pikiert. Sie äußerte wiederholt, daß man in diesem Hause eigentlich nicht bleiben könne, als Dame, die auf sich hält. Zu den Kindern war sie oft mitleidig, fast sentimental, ohne daß diese begriffen, warum. „Ihr armen Geschöpfe“, sagte sie verächtlich, doch mild – und zerstörte nicht mehr so oft ihre Spiele. – Auch Köchin Afra war unerklärlich geworden, sie erging sich gern in kuriosen Redensarten, oft stand sie tuschelnd mit Fräulein Konstantine beisammen.

Wenn die Kinder im Spielzimmer abends beieinander saßen, wurden sie sich flüsternd darüber klar, daß etwas Großes in ihrer Nähe geschah. Hätten sie nur gewußt, was es war! Es schien ihnen unheimlich, und doch hatten sie alle die Ahnung, es

müsse etwas sehr Schönes sein, trotz Fräulein Konstantines mitleidiger Milde und den verdächtigen Witzen der Köchin.

Dann trat Mama in das dämmerige Zimmer, schwer stand sie im Rahmen der Tür, und die vier Augenpaare waren dunkel auf sie gerichtet. „Von was sprecht ihr?“ fragte Mama mit jenem wehen und seligen Lächeln, das in diesen Tagen fast immer auf ihrem Gesichte war. – Und wovon die Kinder sprachen, wußte sie doch so gut. –

In einer Nacht kam der Lärm auf, die Kinder hörten ihn, halb im Schlaf, und sie hatten ihn im Grunde lange erwartet. Was sich so lange leise vorbereitet hatte, mußte doch einmal ausbrechen und wirklich geschehn. – Klingelte es nicht? Fuhren nicht Wagen vor? Sie glaubten sogar Schreie und Klagen zu hören.

Als sie am Morgen ins Speisezimmer kamen, saß dort in Schwestertracht eine fremde, ältliche Dame und trank behaglich Kaffee. „Ach, da sind ja die Kleinen,“ sagte sie lustig, „wißt ihr denn schon, daß ihr ein neues Schwesterchen habt?“

Die Kinder begriffen erst nicht, was sie meinte, sie wurden ganz blaß, Fridolin glaubte, nun sei ihm die Hexe endgültig erschienen. – Über den Schrecken der Kinder lachte die Ältliche häßlich.

Aber Doktor Beermann trat schon hinzu, rüstig und wohlgelaunt. „Ja, ja, Meister Storch ist dagewesen,“ verkündete er sonor und klatschte sogar in die Hände, „hat Mama tüchtig ins Bein gebissen, aber ein feines Schwesterchen hat er dafür gebracht.“

Die Kinder drückten sich eng aneinander, Lieschen fing plötzlich an, leise zu weinen. Heiner sagte nur: „Ja, – ja, sind wir denn jetzt fünf?“ – und lächelte mühsam. Aber nicht das war es, was sie erschreckte. Von tiefer her kam ihre Erschütterung und ihre unbegreifliche Angst.

Mißgestimmt und beleidigt zeigte sich Fräulein Konstantine. „Ja, ja, der Storch ist im Hause gewesen“, bemerkte auch sie, verärgert und flüchtig. „Kommt nur und seht es euch an, was er mitgebracht hat.“ – Während sie alle hinübergingen, bemerkte noch Doktor Beermann zu ihr, mit gedämpftem Organe und einem schwerwiegenden Blick zur Seite: „Es war eine gefährliche Niederkunft.“

Die Kinder standen in der Schlafzimmertüre, Mama lächelte so weiß im weißen Bett. Doktor Beermann lachte vergnügt. „Traut euch nur herein, kleine Schar!“ lockte er lachend.

Großäugig kamen sie näher, Renate voran, mit mißtrauischem Blick. Mama streckte ihnen die schöne Hand entgegen, aber den Kopf zu heben schien sie zu

schwach. Sie ruhte so gelöst und hingestreckt, als könnte sie nie mehr Kraft und Willen haben, sich zu bewegen oder aufzurichten.

Neben ihrem Bett lag das Wesen im Körbchen, um dessentwillen sie so viel gelitten hatte. Darüber beugten sich andächtig die Kinder, um sein zahnloses jammerndes Mäulchen, seine geballten, winzig-roten Fäustchen stumm beobachten zu können. Heiner streichelte als erster ganz behutsam die verkrampften Händchen. Fridolin war interessiert und düster, Lieschen schien immer noch Angst zu haben, sie zog sich leise zurück.

Aber Renate sah die kleine Schwester mit Augen an, wie man sie niemals an ihr gekannt hatte. Das Gesicht hatte sich plötzlich verändert, das sie über das kleine Körbchen neigte, es war weicher und frauenhafter geworden, angesichts des neugeborenen Kindes.

„Nun paßt mal auf,“ scherzte im Hintergrund Doktor Beermann, der sich die Hände wusch, „jetzt kümmert sich um euch keine Katze mehr. Jetzt ist die Kleine der Liebling –“

Aber die Kinder lachten nicht mit.

In Heiners Augen war plötzlich jene blaue Härte gekommen, wie sie nur einmal vorher in ihnen gewesen war. Diesem Trotz in seinen Augen widersprach das

zärtliche und bestürzte Lächeln, mit dem er sich immer tiefer über das Schwesterchen neigte.

Aber Renate schaute plötzlich auf die Maske des Vaters, die leuchtend weiß vor dem schwarzen Samt über dem Bett der Wöchnerin hing. Des Vaters Gesicht war unverändert. Seine strenge, träumende Stirn war so ruhig wie sonst, im Blick war nicht der Schatten eines Vorwurfs, nicht der Hauch einer Trauer zu finden. – Noch niemals hatte Renate gewußt, daß sie des Vaters Gesicht so sehr, so über die Maßen liebte.

Ihre Augen fanden zur Mutter zurück, sie trafen sich zum erstenmal mit den Augen der Mutter. Da verstanden sich ihre Augen zum ersten Male.

Dann senkte die Mutter wieder den Kopf, sie neigte sich über das Kind, sie lächelte matt, mit selig geschlossenen Augen.

In das Körbchen hinunter sagte sie, ganz leise, als vertraue sie dem Kind ein Geheimnis:

„Aber diesmal wäre ich beinah gestorben.“